Ausgabe Bern

Nr. 62 Februar 2008 | 6. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Alles chaotisch, aber organisiert!

Tanzmonat Februar Seite 5, 6, 7, 12

Es geigen die Bankiers

Zwischen Beruf und Berufung Seite 16

Auf bedrohliche Stille folgt der Lärm der Politik

Kultur im Waffenstillstand Seite 20

sag mal

ART_CLIPS NARRATIV

kuratiert von Gerhard Johann Lischka

Einladung zur Eröffnung der Ausstellung

Samstag, 2. 2. 2008

Eröffnung
16.00 bis 17.30 Uhr
Thomas Feuerstein, Vortrag und Diskussion
KONFABULATION

17.30 bis 19.00 Uhr
STORIES BEHIND THE SCREEN
Eröffnung der Ausstellung mit/und DVD
Hrsg. vom European Media Art Festival Osnabrück

Ausstellungsdauer:
2. Februar 2008 bis 7. Juni 2008
Öffnungszeiten der Ausstellung:
jeweils Samstags 10 bis 16 Uhr

Galerie Henze & Ketterer
Kirchstrasse 26, CH-3114 Wichtrach/Bern
Tel. +41 (0)31 781 06 01, Fax +41 (0)31 781 07 22
www.henze-ketterer.ch

BLINDE INSEL 2008

08. Februar bis 16. März 2008

Restaurant Blinde Insel in der Grossen Halle Reitschule Bern beim Schützenmatte-Parkplatz

DINIEREN IN VÖLLIGER DUNKELHEIT

Lassen Sie sich auf dieses Erlebnis der Sinne ein.
Auf der Blinden Insel kocht jeden Abend einer unserer ausgewählten Köche der Berner Gastroszene.
Unser sehbehindertes und ausgebildetes Serviceteam bewirtet Sie im völlig abgedunkelten Restaurantzelt in der Grossen Halle.
Wir bieten ein 3-Gang-Menu mit einer vegetarischen Variante.

Rufen Sie uns doch einfach an, wir geben gerne Auskunft.

08.02.–17.02. **FEURIGES AUS SPANIEN** Eventmakers
19.02.–01.03. **DAMPFENDES AUS DER ZENTRALE** Restaurant Dampfzentrale
04.03.–09.03. **HERZHAFTES AUS DEN ALPEN** Restaurant Hirschen
11.03.–16.03. **BIOLOGISCH, LEBENDIG UND LUSTVOLL** Bio-Hof Heimenhaus

Dienstag bis Sonntag
Einlass und Barbetrieb: 18.45 bis 19.30 Uhr
Das Diner beginnt um 19.30 Uhr und dauert bis ca. 22 Uhr

Bitte kommen Sie pünktlich. Die Platzzahl ist beschränkt. Wir bitten um Reservation.

Reservation und Information: www.grossehalle.ch, Telefon 078 854 58 66

Schweizerischer Blinden- und Sehbehindertenverband
kulturSTADTbern
GROSSE HALLE REITSCHULE BERN

Bild Titelseite und links:
Tanz - Made in Bern, das neue Berner Ballett mit eigenen Choreografien
(siehe *Seite 6)*

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Stephan Fuchs (sf); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Claudia Badertscher (cb), Rico Bandle, Peter J. Betts (pjb), David Berger, Jean-Luc Froidevaux (jlf), Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Sonja Koller (sk), Maya Leutwiler (ml), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Kaspar Manz, Belinda Meier (bm), Monique Meyer (mm), Magdalena Nadolska (man), Rebecca Panian, Eva Pfirter (ep), Caroline Ritz (cr), Tatjana Rüegsegger, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Ana-Laura Spehar, Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela, Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Willy Vogelsang, Katja Zellweger, Ueli Zingg **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, Bewegungsmelder AG, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Monika Schäfer, Monique Meyer

Abonnemente: 58 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben.
Abodienst: 031 318 60 50

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** *(siehe www.kulturagenda.ch)*

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
mail: **redaktion@ensuite.ch**

ensuite im februar

■ Erstellt jemand einen einzigen Animationsfilm, rufen die zuständigen Ämter und Verantwortlichen sofort «die Schweiz ist ein Animationsfilmland!» Wir kennen dies aus unserer Stadt: Kaum gibt es ein Jazzlokal, will man sich als «Jazzstadt» definieren – oder als «Tanzstadt» – oder eben auch als «Filmkanton». Diese Definitionsfrage scheint so brennend wichtig, dass beim kleinsten Funken Hoffnung die Gemüter zu übersprühen beginnen. Wir erinnern uns an die «Leuchtturm-Diskussion» vom «Bund». Natürlich: Diese kindlich-naive Begeisterung, sich durch ein «Highlight» auszuzeichnen hat etwas Sympathisches und Faszinierendes an sich – trotz der Fehlüberlegung, dass oft nur wenige Menschen das «Highlight» als solches anerkennen können und nicht die grosse Masse. Ich glaube, um mit grossen Kellen anzurühren, braucht es grössere Töpfe und nicht nur ein paar brodelnde Emotionen. Ganz wild wird es dann, wenn die Medien Erstproduktionen in der Start-Euphorie gleich mit dem internationalen Markt vergleichen wollen. Ein Scheitern ist in den meisten Fällen unausweichlich und was sich als «Stolz der Nation» einen Namen schaffen wollte, verendet oft kläglich in Vergessenheit. Dazu kommt eine lustige Eigenart unseres Nationalstolzes: Kaum haben wir Nationalhelden geschaffen, wollen wir diese gleich selber wieder vom Podest holen.

Erfolg ist das Mass aller Dinge – dies suggerieren wir uns selber täglich. Auch in Kulturszenen sind wir nicht verschont davon. In Zürich - das haben wir in der Redaktion in den letzten Monaten verfolgen können - gibt es den kulturellen Erfolg anscheinend nur über Zahlen und Fakten. In Bern dagegen scheint der Erfolg gleich ganz auszubleiben – zumindest redet kein Mensch darüber (mit der Ausnahme des Museums für Kommunikation, welches im Jubiläumsjahr 2007 einen Besucherrekord zu verzeichnen hatte...). Kultur und Erfolg – passt das überhaupt zusammen? Und wenn nicht, was meinen wir im Alltagsgespräch dann mit «Kultur» und was mit «Erfolg»? Beginnen wir bei Adam und Eva und definieren wir die Begriffe neu. Dieser Monat bietet Möglichkeiten genug.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

KULTUR & GESELLSCHAFT
«der sexappeal des jazz wird unterschätzt.» **22 |** allein schon die fünf verzaubernden bilder **38**

HINTERGRUND
kultur-serie teil IV: die anfänge des modern dance **7**

LITERATUR
simon chen: «poetry slams sind die ideale plattform, um neues auszuprobieren» **35 |** filosofenecke **36 |** gedichte! literaturfeste! lesebühnen! **36**

BÜHNE
bürgerkrieg selbst gemacht **4 |** organisiertes chaos **5 |** tanz - made in bern **6 |** ausblick tanz **11 |** tänzerische suche nach dem kreativen moment **12 |**

KINO / FILM
no country for old men **29 |** sweeney todd **30 |** charlie wilson's war **30 |** schmetterling und taucherglocke **31 |** das andere kino **32 |** solothurner filmtage 2008 **34 |**

MUSIK
lebenskunst auf grossen bühnen **16 |** wenn streicher zum jazzbogen greifen **18 |** ecm listening post **19 |** auf bedrohliche stille folgt der lärm der politik **20 |** the parisians - dreckiger libertine rock **26**

LIFESTYLE
insomnia **37 |** senioren im web **40 |** hüllenloser inhalt **40 |** stadt und land: wie fussball erträglich wird - der neue rundgang von stattland **41**

DIVERSES
auf den spuren der kreation **15 |** tratschundlaber **31 |** stadtläufer **34 |** eine «blinde insel» in bern **37 |** von menschen und medien / fauser cartoon **39**

KULTUR-PUBLIREPORTAGE
la cappella: atemberaubende italianità, zauberhaftes glück und eine fehlbesetzung **51**

STADT THUN
ansichten eines clowns **70**

KULTURAGENDA
kulturagenda bern **44 |** biel **65 |** thun **71**

www.ensuite.ch

BÜHNE

bürgerkrieg selbst gemacht

Bild: zVg.

Von Magdalena Nadolska – Das neue Stück von MASS&FIEBER wird diesen Monat im Schlachthaus uraufgeführt.

■ Die Probebühne in der Roten Fabrik besteht aus einer Materialschlacht. Unzählige Tische sind neben- und übereinander gestapelt, einige liegen wie Pferde auf der Seite. Ein Bär mit Partyhut rollt über den Teppich. Da und dort werfen Stehlampen Licht auf einen Stoffschrank, ein Röhrenradio, ein Schlagzeug, zwei Keyboards (wer weiss, ob sich nicht noch irgendwo eins versteckt hat) oder auf einen Metallzuber. In drei Fernsehern flackern Bilder auf: mal ein düsteres Zimmer in Schwarzweiss, mal ein barockes in Farbe. Über dieses Tohuwabohu – oder kreative Chaos – ist ein Seil gespannt, an dem eine Trommel aufgehängt ist. Dieses Bühnenbild ist eine paradiesische Spielwiese für die SchauspielerInnen. Immer wieder entdeckt man neue Gegenstände: Oh, auf dem Schrank liegt ein Kissen und ah, der schwarze Kasten ist in Wirklichkeit ein alter Kochherd auf Rädern. «Wir müssen aus diesem Haufen von Möbeln ein Haus machen», erklärt Regisseur Niklaus Helbling sein Vorhaben.

Das Stück «Die Schwarze Kammer» wird in sieben Zimmern eines Geisterhauses spielen. Diese müssen von sechs Menschen und dem Bühnenbild erstellt werden. «Da steckt eine starke Spielphilosophie dahinter. Alle Spielvorgänge werden sehr offen gezeigt und trotzdem wird versucht, eine gewisse Illusionierung punkto Geister, Düsternis und Verengung herzustellen», beschreibt Helbling die Arbeitsweise des Ensembles.

«Die Schwarze Kammer» erzählt die folgende Geschichte. In einer dunklen Gewitternacht kommt ein junger Mann mit seinen Wagen von der Strasse ab. Nass und durchfroren findet er einen Gasthof, in dem er schlafen kann. Plötzlich erwacht er mitten in einem Bürgerkrieg. Er wandert von Zimmer zu Zimmer und dabei von einem Bürgerkrieg zum nächsten. Gemeinsam mit dem Publikum springt der Mann durch Orte und Zeiten, begleitet von drei toten Frauen, die im Haus als Rachegöttinnen umherstreichen. MASS&FIEBER erzählen in dem Geistersingspiel – so nennen sie ihr neues selbst erfundenes Genre – die Phantasie eines Krieges oder eines möglichen Konflikts und zeigen, dass man eigentlich jeden zum Bürgerkriegstäter machen kann.

Politische Themen sind ein «latentes Interesse» der Gruppe. Im Stück «Red Cross Over», das an der Expo.02 aufgeführt wurde, hat sich die Produktionsgemeinschaft bereits mit dem Krieg beschäftigt. Damals wurden die Neutralität und das IKRK gestreift. Im Stück «Houdini», welches den Bernern und Bernerinnen 2006 im Tojo gezeigt wurde, ging es primär um den Entfesslungskünstler, gleichzeitig aber auch um die Folter.

Seit ihrem ersten Stück «Bambifikation» im Jahre 1999 ist das Grundprinzip von MASS&FIEBER gleichgeblieben. Ihre Welt ist eine der üppigen Assoziationsangebote, der Informationsflut, der Ambivalenz und Widersprüchlichkeit. «Text, Musik, Bewegung und die Raum- und Gerätekunst präsentieren sich im Spiel vielseitiger Darsteller und Musiker als Montage, die den Zuschauer intelligent unterhalten will», präsentiert sich die Gruppe auf ihrer Homepage. Niklaus Helbling ergänzt: «Wir sind zwar eine Gruppe mit gewisser Kontinuität, aber jedes Stück hat ein anderes Gesicht, da wir neue Leute heranziehen.» Ausser der Schauspielerin Fabienne Hadorn und den Musikern Martin Gantenbein und Markus Schönholzer, die meist mit von der Partie waren, stehen drei neue Namen auf der aktuellen Besetzungsliste: Malika Khatir, Nicole Steiner und Samuel Streiff. Ein Ensemble, auf welches so mancher Theatermacher neidisch wäre.

Gemeinsam mit seiner Frau Brigitte Helbling schreibt der Regisseur die Rollen den SchauspielerInnen jeweils auf den Leib – die Besetzung steht also vor der Stückfassung. Das Autorenteam bediente sich für «Die Schwarze Kammer» unterschiedlichster Quellen: «Wir haben uns an den grossen Filmklassikern wie «Doktor Schiwago», «Vom Winde verweht» oder «Für wen die Stunde schlägt» orientiert – im Grunde alles Bürgerkriegsfilme. Dabei setzten wir eine starke Zentrierung auf die Frauenfiguren. Daneben lasen wir Bücher von Ambrose Bierce – dem Meister der Geister-Kurzgeschichten aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, E.L. Doctorow, der «The March» geschrieben hat oder Michail Bulgakows «Die weisse Garde». Wir wälzen immer relativ viel Stoff um. In diesem Stück gibt es jedoch wenige Eins-zu-eins-Zitate. Es ist vielleicht unser originärstes Stück.»

Vorstellungen: 23.2., 27.2. bis 1.3. 20:30 h
Theater Schlachthaus Bern
Infos: www.schlachthaus.ch
www.massundfieber.ch

TANZ

organisiertes chaos

Von Claudia Badertscher - «Coming-of-age», Tanztheaterstück für dreizehn junge Frauen und Männer Bild: Marc Gremillon

■ Ein Klangteppich dichter elektronischer Musik breitet sich aus. Er wird von dreizehn akkurat aufgereihten jugendlichen Tänzern und Tänzerinnen betreten, die erst nur zaghafte Flügelschläge wagen, sich dann krächzend Raum schaffen, bis die steife Formation auseinander fällt und die jungen Menschen sich in eigenwilligeren Mustern gruppieren. Der Beginn des Tanztheaterstücks «Coming-of-age», das am 2. Februar in der Dampfzentrale uraufgeführt wird, widerspiegelt die Arbeitsphilosophie seines Choreografen Marcel Leemann: «Wenn ich mit Jugendlichen zu arbeiten beginne, gebe ich ihnen eine klare Struktur, nur, um diese dann wieder zu öffnen, so lange, bis sie wieder frei sind. Dies ergibt dann eine Art von organisiertem Chaos.» Dank dieser Arbeitsweise sind auch die persönlichen Ideen der jungen Protagonisten ins Stück eingeflossen, das – der Titel ist Programm – vom Coming-of-age handelt.

Die eigene Geschichte erzählen Der Begriff, für den es im Deutschen bezeichnenderweise kein Äquivalent gibt, steht grob für die Übergangsphase zwischen Adoleszenz und Erwachsensein. Die Jugendlichen deuten ihn unterschiedlich: «Coming-of age ist schon fast zu wissen, aber noch nicht ganz», umschreibt die Tänzerin Laura Imperiali den Terminus. Für den ebenfalls mittanzenden Philipp Luginbühl hat «Coming-of-age (..) mit Älterwerden zu tun – wir schauen zurück auf etwas, dass gerade erst war, und schauen voraus in eine ungewisse Zukunft, die vor der Türe steht». Und er fügt an: «Wir sind daher die richtigen Leute, das Stück zu spielen». Dadurch, dass die Jugendlichen an der Entwicklung des Stücks grossen Anteil hatten, ist ihre Meinungsvielfalt darin verarbeitet: «Jeder erzählt letztendlich seine eigene Geschichte», erklärt der Tänzer Diego Häberli. Dass die dreizehn verschiedenen Geschichten in «Coming-of-age» ein gemeinsames Dach fanden, ist Marcel Leemann und dem Berner Literaten Raphael Urweider zu verdanken. Gemeinsam arbeiteten sie aus der Fülle von Ideen grössere Themenblöcke heraus, Marcel Leeman in einer physischen, Urweider in dramaturgischer Sprache, wobei sich zwischen beiden Polen «eine fruchtbare Dialektik entwickelte», wie Leemann konstatiert.

Verhaltene Küsse und das Marzili Aus der Zusammenarbeit der jungen Männer und Frauen, des Choreografen Leemann und des Dramaturgen Urweider ist ein Stück entstanden, das behutsam erzählt, was die jungen Protagonisten in der Umbruchsphase des Coming-of-age beschäftigt. Tänzerisch berichten sie von schmerzlichen Erfahrungen, vom Drang in den Mittelpunkt ebenso wie vom Abseitsstehen, von im letzten Moment verhaltenen Küssen, aber auch von – nur auf den ersten Blick unwichtigen – Dingen wie Parties und dem Sommer im Marzili. Immer wieder finden sie zueinander, driften voneinander weg, versuchen, Nähe und Distanz spielerisch auszuloten. Zeitweilig unterstreicht ein Gewaber der Stimmen murmelnd, sprechend, schreiend die Bewegungen. Selten nur treten daraus einzelne Wortfetzen, kurze Dialoge und längere Monologe klar hervor. Dies mutet zwar für ein Stück, das sich Tanztheater nennt, seltsam an, tut ihm aber keinen Abbruch – im Gegenteil, wer sich auf das Stimmengewirr einlässt, versteht sehr wohl, wovon die Rede ist. Dazu trägt auch die veränderliche, experimentelle Bühnenmusik von Mich Meienberg und Christoph Strotter bei.

Die jungen Vögel fliegen zu Beginn des Stücks aus, um ihren eigenen Weg zu suchen. Ihnen auf ihrer Reise zuschauend fliegt auch die Zeit vorbei. «Coming-of-age» reisst mit. Man spürt, dass die Mitwirkenden nicht einfach die Idee eines Einzelnen vorführen, sondern jeder eigenes Herzblut hineinsteckt. Nicht bei allen sind die Bewegungen bis ins Detail perfektioniert – einige der TänzerInnen haben vor «Coming-of-age» noch nie professionell getanzt – doch genau das gibt der Vorstellung den Schwung und die Dynamik, die dem Alter des Coming-of-age entsprechen.

«Coming-of-age»
(im Rahmen des Tanzfestivals «Heimspiel»)
Dampfzentrale-Turbinensaal, Bern
Samstag, 2.2., 20:00 h
Sonntag, 3.2., 19:00 h

Tickets: www.starticket.ch oder Abendkasse
Mehr Infos: www.marcelleemann.ch

seit 1998
nur gute Musik

Wir haben keinen Computer für die Musikauswahl sondern FachjournalistInnen, Fans, Singer-Songwriter, Sammler, Nischenbeobachter, Sportredakteure, Verlags-Lektoren und Auslandkorrespondenten, die nur die neuen Platten besprechen, die sie für gut befunden haben. Diese zehn Mal jährlich erscheinende Sammlung von Empfehlungsschreiben ist für unsere AutorInnen auch eine Spielwiese und das merkt man den Texten an. Auch für viele treue AbonnentInnen ist LOOP seit zehn Jahren die letzte Oase in der Musikwüste, die sie nicht mehr missen möchten, selbst wenn sie im Ausland arbeiten. Zum Beispiel in Peking.

MUSIKZEITUNG Loop
www.loopzeitung.ch

BÜHNE

tanz - made in bern

Interviews: Karla Mäder Text: Beat Glur Bild: zVg.

■ «Tanz - Made in Bern» heisst ein Projekt, bei dem acht Tänzer und Tänzerinnen des Bern:Balletts sich als Choreografen vorstellen. Wer sich für Ballett interessiert, sollte sich am 7. und 8. Februar in Vidmar:1 die Ergebnisse ansehen! Ein Gespräch mit Martina Langmann, Hui-Chen Tsai, Chien-Ming Chang, Jarek Cemerek, Erick Guillard, Joshua Monten, Ihsan Rustem, Riley Watts, die insgesamt zehn Kurzchoreografien erarbeiten.

Was hat Euch gereizt, bei diesem Projekt mitzumachen, das Ihr ja in Eurer ohnehin knappen Freizeit entwickelt?

Joshua: Das, was man als Tänzer tut, ist sehr interessant, aber es befriedigt nicht alle Bedürfnisse.

Hui-Chen: Wenn man diese Chance bekommt und auch etwas zu sagen hat, dann muss man das tun! Und es ist eine gute Gelegenheit, die anderen besser kennenzulernen.

Erick: Stimmt, es ist eine grossartige Möglichkeit, einander zu entdecken! Interessant ist aber auch selber zu erfahren, wie schwer es eigentlich ist, etwas zu kreieren. Das ist harte Arbeit!

Ihsan: Es ist eine gute Gelegenheit zum Experimentieren. Und weil es ein freiwilliges Projekt ist, ist da für mich persönlich weniger Druck als sonst. Ich will mit meinen Kollegen Spass haben und dann ... mal sehen, was rauskommt.

Könnt Ihr kurz beschreiben, worum es in Euren Stücken geht?

Martina: Ja, aber es funktioniert bei mir nur in englisch: I'm wondering, I'm pondering, I'm thinking – gotta be trippin' out of my mind. Aber der Titel wird, glaube ich, «Fade» sein.

Erick: Bei mir ist der Titel sehr düster: «Le désespoir n'a pas d'ailes», aber eigentlich ist es ein Stück über die Hoffnung.

Jarek: Mein Stück handelt von der Anonymität der Grossstadt, wie man sich alleine fühlen kann, obwohl so viele Leute um einen herum sind.

Ihsan: Ich habe zwei sehr unterschiedliche Stücke gemacht, die aber beide unsere Gesellschaft reflektieren: was akzeptiert ist und was nicht, was Stigmata sind. Es geht um Religion, Zeitschriften, Vorurteile, alles mögliche – eben um das Leben.

Hui-Chen: Das Thema meines Duetts ist: Pulling invisible strings, I drift into the maze of wandering thoughts. Bei meinem Gruppenstück hat mich die Natur hier in der Schweiz inspiriert – wie die Bäume ihre Blätter verlieren und man daran sieht, wie die Zeit vergeht.

Riley: Mein Stück ist sehr langsam, ein schöner Lichtblick.

Chen-Ming: Ich kreiere ein Stück über Erinnerungsverlust und die Entdeckung einer neuen Umgebung.

Joshua: Mein Titel verrät, worum es geht: «Waldrodungen vor dem Tunnelbau». Das Stück handelt von den Arbeitern und den Wesen, die sich dort befinden. Ich liebe es mit Übertreibungen zu arbeiten. Ming z.B. hat ein Solo, in dem er einen aufgeregten Touristen tanzt.

Hui-Chen: Klingt lustig!

Joshua: Ja, am Ende sind meine Stücke immer komisch, ich weiss auch nicht warum.

Wie entwickelt Ihr Eure Stücke? Was ist zuerst da – eine Idee, die Musik, die Besetzung?

Riley: Mein Stück ist letztes Jahr in New York entstanden, es ist also nur zur Hälfte «made in Bern». In dieser Zeit war ich sehr gestresst und habe viel getanzt. Also wollte ich ein Stück choreografieren, welches das Gemüt beruhigt.

Martina: Ich hatte ein starkes Bild im Kopf, wie ein Blitz! Dieses Bild versuche ich in Bewegung umzusetzen, es in die Realität zu überführen. Ich habe in verschieden Richtungen nach Inspirationen gesucht: Gedichte gelesen usw., aber für die Musik habe ich mich erst am Schluss entschieden.

Erick: Für mich gibt es immer ein autobiographisches Element, etwas, das mich in meinem eigenen Leben beschäftigt. Der Titel ist nur eine Art Unterstützung oder etwas, hinter dem man sich verstecken kann, um nicht allzu viel von sich preiszugeben.

Ihsan: Meine Idee verändert sich täglich! Definitiv ist es so, dass ich nicht ohne Musik choreografieren kann, ich arbeite sehr musikalisch. Man fängt irgendwo an, hat eine neue Idee, und am Ende landet man ganz woanders.

Jarek: Ich bin erst seit einer Woche in Bern; ich habe eine Idee und springe einfach rein! Der Unterschied zu den anderen ist: Es war kein Tänzer mehr frei, also tanze ich selber. Das ist das erste Mal, das ich etwas für mich selber choreografiere, mal sehen.

Arbeitet Ihr als Choreografen eher autoritär?

Ihsan: Ich bin sehr genau mit der Musik! Alles muss genau so sein, wie ich es mir vorstelle, aber natürlich bin ich offen für die Meinungen und Ideen der Tänzer und habe nichts dagegen, etwas zu ändern, wenn es nicht funktioniert.

Hui-Chen: Bin ich sehr streng?

Riley: Irgendwie schon.

Hui-Chen: Aber am Anfang bin ich ganz offen, lasse die Tänzer atmen, Bewegungen improvisieren und so weiter, und dann sehe ich Bilder. Es ist, als ob ich Momente sammle und dann ein Bild fixiere. Ich gebe Beschränkungen, die Freiheit lassen.

Hat jemand ein Schlusswort?

Ihsan: Ich glaube, wir zeigen acht komplett unterschiedliche Arbeiten – wir sind ja auch als Tänzer sehr verschieden!

Tanz - Made in Bern
Stadttheater Bern - Vidmarhallen
7.2. um 19.30 h (Vidmar:1)
8.2. um 19.30 h (Vidmar:1)
Infos: www.stadttheaterbern.ch

KULTUR-SERIE TEIL IV

die anfänge des modern dance

Von Kristina Soldati - Der Ausdruckstanz Bilder: Archiv / zVg.

■ **Monte Verità, die Wiege des Ausdruckstanzes** Emil Nolde betrachtete den bizarren Tanz Mary Wigmans (damals noch: Marie Wiegmann) und meinte: «Es gibt noch jemanden, der tanzt wie Du: Rudolf von Laban!» Die frisch diplomierte Rhythmische-Gymnastik-Lehrerin vom Dalcroze-Institut in Hellerau, Mary Wigman, konnte bislang nur in der stillen Kammer tanzen wie sie wollte. Dalcrozes Theorie war nämlich, dass Dynamik, Taktart und Struktur der Musik durch tanzähnliche Bewegungen besser nachempfunden und verstanden werden. Nicht aber, dass Tanz etwas Unabhängiges sei. So folgte sie im Sommer 1913 dem verheissungsvollen Mann Rudolf von Laban auf den Monte Verità bei Ascona. Sie musste nur den Gongschlägen und Handtrommeln nachgehen und oben erwartete sie die Freiheit: Improvisationen im Tanz frei von Musik, Nacktkultur sowie mystische Naturspiele. Der Tanz der Dämmerung erfolgte bei Sonnenuntergang auf einem Bergabhang, der Tanz der Dämonen um Mitternacht um ein Feuer herum, der abschliessende Tanz des Sonnenaufgangs richtete sich gen Osten. Was steckte hinter den kultischen Ritualfeiern?

Nietzsches Einfluss Nietzsches Werk «Also sprach Zarathustra» wirke auf die Avantgarde-Künstler mit seinem prophetischen und biblischen Duktus magisch: Jeder fühlte sich berufen, dem Aufruf zu folgen, mit Überkommenem zu brechen und die schöpferische Lebenskraft ganz aus sich zu entfalten. Dem Tanz fiel dabei eine ganz urtümliche Rolle zu. Der dionysische Tanz sei die ursprünglichste Bekundung der Freude, deren heilsam-ekstatische Kraft. Laban verkündete diese die ganze Menschheit betreffende Verheissung mit Vorliebe. Alle sollten von den Zivilisationsschäden erlöst werden. Für Mary war Nietzsche zwar ein Wegweiser, doch nur ein «zweidimensionaler Tänzer, [...] dieser Vortänzer des Übermenschen jammert noch zu viel und tanzt noch lange nicht genug». Als im nächsten Sommer, im August 1914, Deutschland die Generalmobilmachung ausruft, verwaist die schweizer Sommer-Kolonie auf dem Monte Verità. Laban und die mittlerweile zur Assistentin avancierte Mary Wigman bleiben sich und ihren Selbststudien überlassen. Laban fürchtet, als ehemaliger k.u.k.-Reserveoffizier noch eingezogen zu werden. Ihre ausgearbeiteten Pläne für ein Tanzzentrum in Deutschland werden kurzerhand nach Zürich verlagert (Vera Skoronel und Berthe Trümpy werden dort ausgebildet, zwei grosse künftige Mary-Wigman-Tänzerinnen). Laban tritt einer Freimaurerloge bei. Seinen Appetit auf rituelle Festlichkeiten kann er als Hauptzeremonienmeister hier gewiss stillen. Bald schon gehört Rudolf von Laban zur künstlerischen Szene Zürichs. Diese wird von den Dadaisten bevölkert. Ihre Auffassung von radikaler Neuerung liegt ihm. In ihrem Kreis sind die ersten Auftritte seiner Schule, so wie umgekehrt Labans Tanz-Freundeskreis die treuen Bewunderer der Dada-Ausstellungen stellt. Nur eine ist seltsam immun gegenüber dem ironisch-verspielten Dada: Mary Wigman mit ihrem weihevollen Ernst. Sie bleibt dem Expressionismus verhaftet. Ergriffen präsentiert sie dem Dada-Kreis eine deklamatorische Vertanzung des Werks «Also sprach Zarathustra». Ernst ist es wohl auch der deutschen Regierung, wenn sie mit 150 000 Exemplaren dieses Buch nebst Bibel den Soldaten auf den Weg an die Front mitgibt.

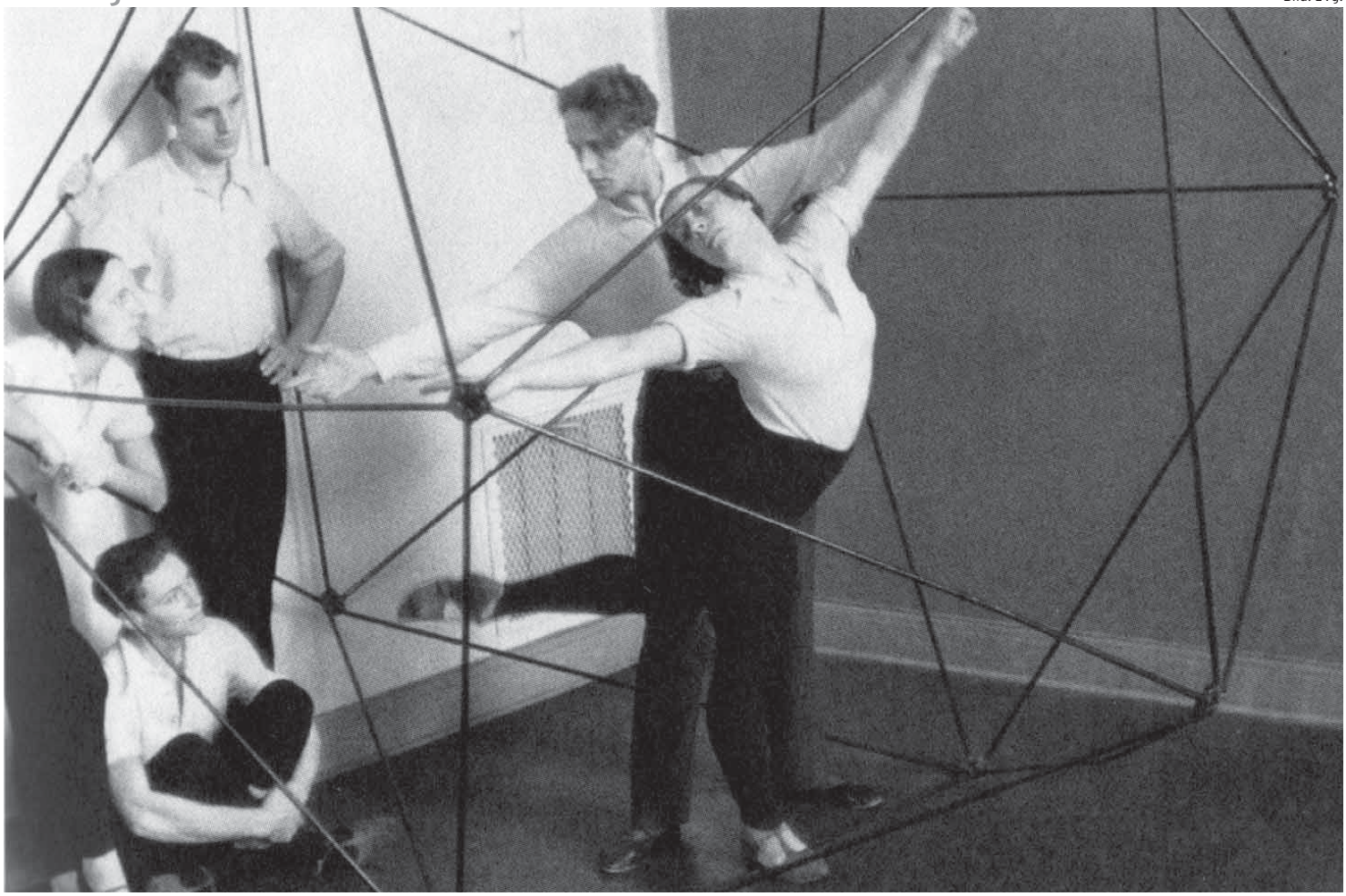
Im Zürcher Stadttheater, dem Pfauentheater, erntet Mary Wigman 1917 vom bürgerlichen Publikum nur Hohn und Pfiffe. Die «NZZ» fragt: «Weshalb [...] melancholisches Spekulieren über nächtliche Abgründe, wenn rings umher frische, grüne Weide liegt?»

Was bringt die grüne Weide? Was also treiben die Begründer des Ausdruckstanzes, Mary Wigman und Rudolf von Laban auf den saftigen Wiesen von Ascona? Laban misst mit dem Meterband ... die Beweglichkeit des Körpers aus, setzt das Winkelmass an Mary an. Eine bahnbrechende Arbeit beginnt: Laban versucht eine definierbare Struktur für ein Modell der menschlichen Bewegung auszumachen.

Labans Theorie Wie Leonardo da Vinci in seiner Federzeichnung «Der vitruvianische Mensch» zeigt, ist der Mensch den Proportionen der Körperglieder gemäss sowohl in einen Kreis als auch in ein Quadrat zu spannen. Der Forscher Laban, am plastischen Bewegungsradius interessiert, platziert ihn in eine Kugel und einen Würfel. Doch es stellt sich heraus, dass die ideale geometrische Figur, welche sowohl den Proportionen als auch den meistgenutzten Richtungen gerecht wird, der Ikosaeder ist (ein Zwölfeck). Von seinen Kanten aus hat der Ikosaeder durch seine Mitte drei gleiche rechteckige Flächen gespannt, die jeweils senkrecht zueinander sind. Diese drei Rechtecke entsprechen zum einen dem aufrechten Mensch in seitlich leichtgespreizter Arm- und Beinposition (in der vertikalen Fläche), zum zweiten demselben aufrechten Menschen in vor-rück-gespreizter Position (in der sagittalen Fläche) und zum dritten einer Ebene um den Nabel herum, die wie eine Tischplatte sowohl die horizontalen Richtungen, in die wir uns bewegen können als auch die Beinrichtungen im 90°-Winkel erfasst (die horizontale Fläche).

Dies ist erst der Anfang. Der Tänzer im Raum, mit seiner Orientierung, Symmetrie, Proportion, aber auch die Gestalt der Bewegungsabfolge gehören zu seiner Theorie der Choreutik. Dann aber stürzt er sich in das unglaubliche Unterfangen, eine

Bild: zVg.



Systematik menschlicher Dynamik, der möglichen Dynamiken menschlicher Bewegung zu entwerfen. Diese nennt er Eukinetik. Natürlich ist die Eukinetik im Zeitalter des Ausdruckstanzes besonders aktuell und fordernd. Denn jede Dynamik ist dem Ausdruckstanz willkommen, keine tradierte Ästhetik trifft eine Auslese. Systematisch sucht Laban erst nach gemeinsamen Faktoren hinter den Antriebskräften, wie er die Dynamik auch nennt: Allen ist Raum, Zeit und eine Kraft gemein. Jeder dieser Faktoren erstreckt sich auf einer Skala zwischen zwei Polen (bei der Zeit wäre die Skala zwischen «plötzlich» und «allmählich»). So unwahrscheinlich es klingt, Laban schafft es, jede menschliche Dynamik in der Kombination dieser Faktoren zu beschreiben. Es gelingt ihm nicht nur sie derart zu analysieren, sondern ihr auch eine Notation zuzuweisen. Eine Notation, die des Namens würdig ist: sie bleibt entzifferbar und anwendbar. Mehr noch, sie kann (angeblich) durch Zusätze mit den Entwicklungen im zeitgenössischen Tanz mithalten.

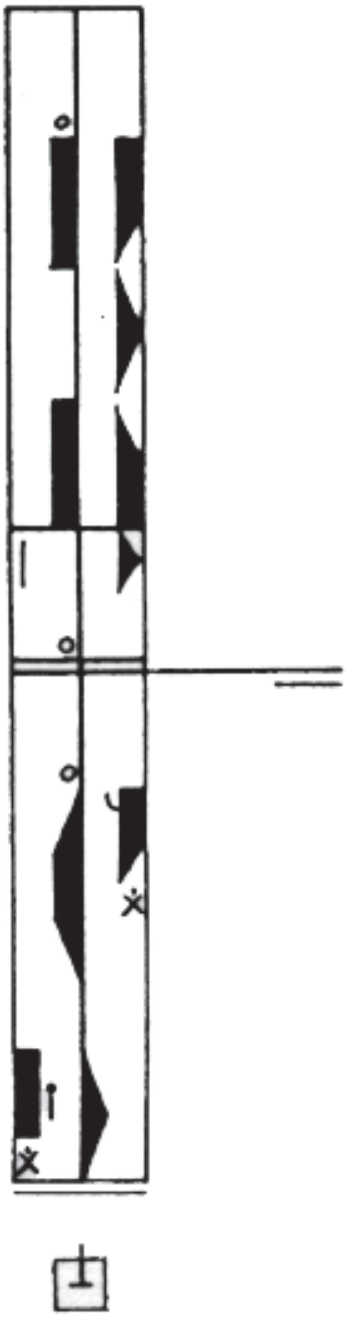
Was für einen Nutzen bietet die Theorie für den Tänzer? Laban meinte, er könne eine Art Tonleiter, A-Skalen und B-Skalen, sogenannte «Laban-Schwünge» anhand des Ikosaeders anbieten, die wie Morgengebete den Tänzer auf die Erfordernisse des Tages einstimmen. Doch als Mary Wigman die verlangten Bewegungsskalen mit der ihr eigenen, ganzen Hingabe tanzte, unterbrach sie Laban wütend, «sie würde mit ihrer schrecklichen Ausdrucksintensität seine ganze Theorie tänzerischer Harmonie ruinieren.» – Mary wird ihre künstlerische Entfaltung ohne Labans Theorie zuwege bringen.

Mary Wigmans Stil Auf dem Monte Verità greifen mit dem Aufenthalt C.G. Jungs die Gedanken der Psychoanalyse um sich. Marys Hexentanz, Dämonentänze und ekstatischen Stücke befinden sich an der Schnittstelle zwischen Tiefenpsychologie und einer eigentümlichen wigmanschen Metaphysik. Betrachten wir den ekstatischen Tanz. Mit ihrer Drehmonotonie hat Mary Wigman eine bemerkenswerte Trancetechnik entwickelt. Ihr Körper bildet unverrückbar eine Achse, um die sie mit stets einwärts übertretendem Bein eine Spinnkraft entwickelt, die sich in einer zunehmenden Geschwindigkeit entlädt. Während ihre Arme seitlich wellenartige Akzente geben, wird ihr Körper immer weiter nach oben gesogen, was sie als einen Schwebezustand empfindet. Bis zu acht Minuten hält die Trance. Die Gegenstände, von Anbeginn nie anvisiert (im Gegensatz zum Fixieren eines Punktes mit dem Blick beim klassischen Tanz), verschwimmen. Sie fühlt sich einerseits enthoben, andererseits «als Mittelpunkt des grossen Bewegungsgeschehens». Dann aber wiederum – und das relativiert den egozentrischen Blick – als eine Art Symbol, «Teil aller unendlich schwingenden Weltkörper». So heisst's im Tagebuch. Mary Wigmans Ausdruckstanz war immer bedeutungsgeladen. Die gedruckten Begleitworte waren aber selten hilfreich.

Mary Wigmans Wirkung Als die Schweiz Marys Aufenthalt nach dem Krieg nicht weiter genehmigt, geht sie nach Dresden, der vorerst einzigen deutschen Stadt, die ihr zujubelt. Als die ihr versprochene Ballettmeisterstelle an der Semperoper weitervergeben wird, springt die Züricher Industriellentochter Berthe Trümpy zu Hilfe und kauft in Dresden ein Haus, die künftige Mary-Wigman-Schule. Mit ihrem neuen Stil wirkt Mary wie ein Magnet. Innerhalb von ein bis zwei Jahren hat sie die besten Tänzer des Landes um sich: Harald Kreutzberg, Hanya Holm, Gret Palucca, Max Terpis, Yvonne Georgi (neben den alten Schülerinnen Vera Skoronel und Berthe Trümpy). Wenn ein Winterthurer Mäzen 1923 die Bildung der ersten modernen professionellen Truppe sponsort, ist es keine Fehlinvestition: ihr ist Erfolg beschieden. Sie erobert nach und nach landesweit Publikum und Presse und scheint auf dem zweiten Tänzerkongress gegenüber dem rivalisierenden Laban-Lager künstlerisch den Sieg davonzutragen.

Von da an hört man aber kritische Stimmen vom Fach: der Höhepunkt sei wohl hinter ihr, der Pathos nicht immer erträglich. Ihre Truppe muss sie aus finanziellen Gründen auflösen. Zwei Gastspiele in New York treffen noch auf Euphorie, das dritte auf Sättigung und Ablehnung. Wigman scheint nur noch beim konservativen Bildungsbürgertum ge-

Bild: Skizze Charlston von Jooss



fragt, die Aufgeschlosseneren richten ihren Blick auf Gesellschaftskritik. Valeska Gert, Kurt Jooss und der rote Tänzer Jean Weidt sind die engagierteren Tänzer. Bewegungstechnisch gehören sie (noch) zum Ausdruckstanz.

Unterm Hakenkreuz Ab 1933 ist es vorbei mit der Gesellschaftskritik. Mary Wigman ist für die NSDAP hoffähig. Obwohl aus Goebbels Tagebuch hervorgeht, er wünsche sich den Tanz «beschwingt und schöne Frauenkörper zeigend» statt «philosophisch [wie] Pallucca und Mary Wigman». Doch ihre Philosophie muss ihm schmeicheln: sie schreibt 1935 ein Buch zum deutschen Wesen: «Die deutsche Tanzkunst».

Mary Wigman legt keinen vorauseilenden Gehorsam an den Tag. Sie fügt sich aber ohne viel Erhebens. Und ohne Kommentar. In ihrem Tagebuch beispielsweise vermerkt sie 1934 wortkarg: «Clärchen Goldschmidt nicht mehr da, Selbstmord.»

Auch Harald Kreutzberg, ein begnadeter und weltberühmter Ausdruckstänzer, schafft es, sich ohne jegliche Stellungnahme durch das Dritte Reich zu manövrieren: «Das Schicksal ersparte mir eine Stellungnahme, die unweigerlich zum Bruch und für mich zur Katastrophe hätte führen müssen.» Er blieb ein persönlicher Günstling Goebbels und wurde als «kultureller Propagandist» bis zum Krieg auf Auslandtourneen geschickt. Rudolf von Laban war da schon dezidierter, vielleicht aus der unsicheren Lage eines Nichtdeutschblütigen heraus. Er schmeichelte mit seinen grossformatigen Bewegungschören, die in den Dienst der Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes gestellt wurden. Er war Direktor der Berliner Staatsoper bis 1934, Leiter der Deutschen Tanzfestspiele 1934, Direktor der neugegründeten Tanzbühne, anschliessend der Deutschen Meisterwerkstätten für Tanz und geladen für die Olympischen Festspiele 1936. Dann aber war sein Schicksal ihm nicht mehr hold...

Als ein Verantwortlicher für Erb- und Rassenlehre sich 1934 in die Schule Mary Wigmans niederliess, wo sie übrigens auch lebte, vermochte er ihr keine inhaltliche Auseinandersetzung zu entlocken. Nicht einmal im Tagebuch. Sie konstatiert nur: «Keine Privatexistenz mehr. Gefängnisleben hier im Haus. Nichts zu machen».

Einer, der es anders macht: Kurt Jooss Kurt Jooss war Schüler und bald Assistent Labans nach dessen Schweizer Zeit. Da Laban mehr noch als zu choreografieren es liebte, die Menschen aus ihren Hemmungen zu lösen, hatte Jooss genug Gelegenheit, sein schöpferisches Talent anzubringen. 1924 fühlte er sich reif und just bekam er eine Ballettmeisterstelle in Münster angeboten. Nur wenige schafften es damals von der freien Szene ans Theater, denn nur vereinzelte Theater hatten den Mut für radikal Neues (Mary Wigmans Vertragsangebot an der Semperoper wurde wie erwähnt kurz vor Spielzeitbeginn zurückgezogen). Als Kurt Jooss' Partner, ein Tänzer, Bühnenstauballergie bekam und die Stelle aufgeben musste, gründete er mit ihm eine Schule. Mehr noch: Zusammen mit dem Operndirektor die erste spartenübergreifende Kunstausbildung Deutschlands. Für den Tanz schwebte ihm vor Augen, ihn «von jeglicher weltanschaulichen Vermummung zu entkleiden». Aus ihr wird die legendäre Folkwangschule entstehen, noch heute die Adresse für modernen Tanz. Die Labanschen Methoden der Choreutik und Eukinetik bildeten die Grundlagen.

Jooss integriert Inzwischen fand der erste Tänzerkongress (1927) statt. Die zersplittertste aller Kunstarten (von Gesellschaftstanz, klassischem Bühnentanz bis freiem Tanz) sollte einheitlicher in der Öffentlichkeit (auch in Lohnfragen) auftreten können, eine Gewerkschaft gründen und eine staatliche Ausbildungsstätte fordern. Alle namhaften Tänzer und Pädagogen waren zur Stelle – ausser Mary Wigman. Rivalitäten, schon bei der Organisation, führten zu ihrem Fernbleiben. Und zu ihrer Gründung eines eigenen Interessenverbands. Kurt Jooss übernahm daraufhin die Organisation des zweiten Kongresses und schlichtete zwischen zwei Verbänden. Bei der Frage der Tanzakademie kristallisierte sich im Plenum des zweiten Tanzkongresses der Zwiespalt in der Tanzwelt heraus: Klassik oder Moderne? Soll das klassische Ballett noch in einer neu zu schaffenden Ausbildung vertreten sein oder ist dem modernen Tanz à la Mary Wigman als kultureller Neuerung voll und ausschliesslich Rechnung zu tragen? Kurt Jooss stand für eine Synthese ein. Er forderte die Tänzer auf, sich so vielseitig wie möglich zu bilden. Ein noch heute gültiger Rat.

Essen war im kulturellen Aufwind. Das Ruhrgebiet, die Arbeiterregion Deutschlands, wollte sich Kultur leisten, und zwar gute. Hatten die Münsteraner Spiessbürger gerade gegen ihre Theaterleitung intrigiert? Um so besser! Essen empfing nach und nach die gesamte Münsteraner Rige samt der interdisziplinären Akademie von Kurt Jooss. Der gute Ruf der Akademie machte an Landesgrenzen nicht halt. Essen ging auch auf Jooss' Vorschlag ein, den erwähnten zweiten Tanzkongress zu beherbergen und hielt hoffnungsvoll an Kurt Jooss fest, als er von der Berliner Staatsoper ein Angebot erhielt. Jooss empfahl Rudolf von Laban für den Posten. Dieser wirkte seit kurzem an der Folkwang-Schule (nachdem er - wie des öfteren – gerade Konkurs gemacht hatte). Und Laban geht. In den darauffolgenden Jahren der Depression privatisiert sich die Schule, um der Stadt nicht zur Last zu fallen und die Lehrer arbeiten für das halbe Geld.

Jooss kritisiert Auf der Bühne präsentiert Jooss Choreografien, in denen er sich von seinen expressionistischen Anfängen, «dem freien, in seiner Art ‹barbarischen› Ausdruckstanz» abkehrt,

Bild: Hexentanz

1 von 311 Haltestellen:

Zytglogge.

BERNMOBIL

Bild: Achsenskala

wie er meint. Die Gefühlsinsbrunst war noch nie seine Sache, und nun sieht er sich von der neuen Sachlichkeit gefordert: von «sparsamer Oekonomie und kunstgemässer Beschränkung». Er stellt den Menschen in ein bestimmtes und ihn bestimmendes Milieu. Das war unweigerlich Gesellschaftskritik. Er brandmarkt den Kontaktmangel der Menschen, die rastlos hastende Gesellschaft. Als Abonnent der Weltbühne liest er Tucholskys Aufrufe zum Aufrüstungsstop. 1932 schöpft Jooss für einen Choreografenwettbewerb in Paris ein Stück über den Krieg mit dem Titel «Der grüne Tisch». Es wird ein ausserordentlicher Erfolg und erhält den ersten Preis. Es gilt als sein gelungenstes Werk mit seiner formalen Engführung. An einem langen Tisch, der sich bis in den Bühnenhintergrund zieht, biegen und beugen sich zu beiden Seiten wichtigtuerische Beamte in Frack. Sie steigern sich in einen Streit, ein Schuss fällt und der Krieg ist lanciert. Der Tod, ein steifes Uniformen-Skelett, sucht nach und nach alle Gesellschaftsschichten heim. Der Tanz ist ein beklemmender Todesreigen, an dessem Ende das Anfangsbild steht, der Tisch mit viel Frack. Welcher Kontrast zu Wigmans heroischer Behandlung des Todes an den Olympischen Festspielen!

Als 1932 mit einem neuen Intendanten der Hitlergruss am Theater eingeführt wird und die jüdischen Mitarbeiter entlassen werden, nimmt Jooss seinen Hut. Den gekündigten Mitarbeitern erwirkt er über bürokratische Hindernisse hinweg noch Ausreisegenehmigungen als Mitglieder seiner (selbständigen) Tournee-Kompanie. Der lebenslange Freund und jüdische Komponist Fritz Cohen darf nicht mehr das Theater betreten und Jooss solle, wenn's denn nun sein muss, dessen Stücke spielen, ohne den Namen zu nennen. «Darauf antwortete ich: Wenn Sie glauben, dass jüdische Musik für Deutsche schlecht ist, bleibt es jüdische Musik, ob Cohens Name nun erwähnt wird oder nicht». Auftrittsmöglichkeiten in Deutschland ergeben sich keine mehr. Auch wenn Jooss es nicht wahrhaben will. Wenige Tage vor der geplanten Niederlanden-Tournee erhält er aus Freimaurerkreisen einen Wink, das Land schnellstmöglichst zu verlassen. Er gibt daraufhin der Presse den offiziellen Abreisetermin in drei Tagen bekannt. Joss packt über Nacht die Koffer, bringt seine Tochter unter und reist samt Kompanie vor Tagesanbruch ab. Wenige Stunden vor dem offiziellen Termin klingelt es an seiner Tür in Essen. Sein Partner Leeder öffnet die Tür: eine «Kommission» wünscht Jooss, vergeblich, und konfisziert die Wohnung.

Jooss' Wirkung ausser Landes Kurt Jooss, seine Kompanie und Dutzende ihm nachfolgende Schüler finden in der reformpädagogischen Akademie Dartington in England ein gastfreundliches Zuhause. Von dort aus tourt Jooss weltweit. Die Einladung, an den Olympischen Festspielen teilzunehmen, lehnt er ab und verweist auf das solistische Kollektiv seines Ensembles, das den erwünschten Massenformationen so gar nicht nahekommt. Bei einer Durchreise durch Paris stösst Jooss 1937 auf einen heruntergekommenen Rudolf von Laban. Er ist sehr krank, in Deutschland kürzlich in Ungnade gefallen und unerwünscht. Als ihn Jooss auf der Rückreise in unverändertem Zustand wiederfindet, nimmt er ihn nach Dartington mit. Dort verfasst Jooss 1939 ein Stück über den Aufstieg eines Tyrannen. Die negative Figur wandelt sich in eine positive, als sie durch ein Selbstopfer eine eskalierende Katastrophe verhindert. Der Kriegsausbruch wenige Wochen nach der Premiere straft diese Hoffnung Lügen. Kurt Jooss schickt seine Kompanie zum ersten mal allein auf Tournee nach Übersee. Er selbst möchte der britischen Regierung gegenüber dem verhassten NS-Regime in welcher Form auch immer zur Verfügung stehen. Womit er nicht rechnen kann: sie kommen und stecken ihn in Haft. Erst als sich renommierte Persönlichkeiten wie der Volksökonom Lord John Maynard Keynes für ihn und ähnliche «feindliche Ausländer» einsetzen, kommt Jooss nach einem halben Jahr frei.

Im Exil machte Jooss die Welt mit seiner Kunst bekannt, im Nachkriegsdeutschland macht er den tänzerischen Nachwuchs mit der verpassten Welt bekannt: Er wird den Nachwuchs an der Folkwang-Schule mit den weltweit besten Lehrkräften versehen, die ihm in den Exiljahren zu Freunden wurden. Pina Bausch wird eine sein, die davon profitiert.

Die nächste Folge: Das Tanztheater aus der Linie Kurt Jooss'

AUSBLICK TANZ

Danse en Romandie zu Gast in Zürich

■ Videotanz, Frauennacht, elektronisch verkabelte (und endlich auch mal akustisch geniessbare) Tanzbeine sind die Spannbreite, die diesjahr die Westschweiz den Zürchern bietet. Aufgeschlossene kommen auf ihre Kosten. Ins Tanzhaus kommt aus Genf Jozsef Trefeli, den manche schon aus der Alias Companie kennen, und zwar seit deren anspruchsvollen Anfängen. Reinschauen ins Programm: **www.rotefabrik.ch** und **www.tanzhaus-zuerich.ch**

Ort: Zürich, Tanzhaus 044 / 350 26 11
Aufführung: 22., 23.2., 20:00 h / 24.2., 18:00 h
Ort: Zürich, Fabriktheater, 044/ 485 58 28
Aufführung: 7., 9., 15., 16.2., 20 h / 10., 17. 2., 18:30 h

HEIMSPIEL: das Festival der Berner Tanzszene

■ Februar ist in Bern der Monat des heimischen Tanzes. Er bietet neben den abendfüllenden Stücken jeweils eine Kurzpräsentation der Nachwuchskünstler der Region. Das Programm ist vielfältig und wird begleitet von einer Videoinstallation im Foyer der Dampfzentrale.

Ort: Bern, Dampfzentrale, Telefon: 031/ 310 05 40
Aufführung: 2., 6., 7., 9., 13., 14., 16., 22., 23., 26., 27., 29.2., 20:00 h / 3., 10., 17.2., 19:00 h
Ort: Bern, Zentrum Paul-Klee
Aufführung: 21., 23.2., 20:00 h / 24.2., 18:00 h

Talentschuppen Theater Bern / Zürich

■ **I. «Tanz made in Bern»** Wer sich von (allzu) experimentellem Tanz erholen und einen Abend einlegen möchte, wo solides Handwerk professionneller Tänzer waltet, für den ist der Junge-Choreografen-Abend geschaffen. Einen unglücklicheren Titel als «Tanz made in Bern» hätte man im Monat des Regionaltanzes (für die Tänzer aus aller Welt) kaum finden können.

Ort: Bern, Vidmarhallen 1, Telefon: 031 329 51 11
Aufführung: 7., 8.2., 19:30 h

II. Zürichs «Le souffle de l'esprit/Road B./Abschied/Before Nightfall»

■ Das Stück «Road B.» stammt aus der hauseigenen Talentschmiede. Auch da ist handwerkliches Können garantiert. Empfohlen nur für Experimentaltanz-Überdrüssige. «Es ist im Grunde erstaunlich: Da haben diese vielbeschworenen ‹jungen Choreografen› Stücke z.B. von William Forsythe ... getanzt, und doch arbeiten sie, als hätte es die Dekonstruktionen, ... die Neuerungen der vergangenen 20, 30 Jahre nicht gegeben», schreibt das tanzjournal dazu.

Ort: Zürich, Opernhaus Theaterplatz
Aufführung: 24.2., 14:00 h

www.tanzkritik.net

TANZ

tänzerische suche nach dem kreativen moment

Von Sylvia Mutti - Ein Werkgespräch mit den Choreografen Félix Duméril und Misato Inoue Bild: zVg.

■ Es riecht nach Arbeit im Atelier 213 des PROGR. Der Boden ist mit einem schwarzen Tanzteppich ausgelegt, auf dem ein beinahe mannshoher, schwarzer Kubus nach Aufmerksamkeit heischt. Am 21. Februar wird «Genesis», getanzt von Félix Duméril, Hideto Hekeshi, Misato Inoue und Nina Stadler, im Zentrum Paul Klee zur Uraufführung gebracht. ensuite hat mit dem Berner Choreografen und Tänzer Félix Duméril und der Choreografin und Tänzerin Misato Inoue gesprochen.

Sylvia Mutti: Der Titel Eures Tanzprojekts lautet «Genesis», was man auch mit «Schöpfung» oder «Kreation» umschreiben kann. In welchem Zusammenhang steht es mit dem Zentrum Paul Klee (ZPK)?

Félix Duméril: Das Zentrum Paul Klee zeigt eine Wechselausstellung mit dem gleichnamigen Thema. (Vgl. auch das Interview mit Fabienne Eggelhöfer) Die Ausstellung begibt sich auf die Suche nach dem Wissenschaftlichen in der Kunst und dem Künstlerischen in der Wissenschaft. Wir haben uns für das zugehörige Rahmenprogramm mit einem Stück beworben, das ursprünglich ein etwas anderes Konzept aufwies. Doch unsere Idee hat Ursula Frauchiger (Künstlerische Leiterin Theater am ZPK) insofern angesprochen, als das Licht im Aufbau und in der Struktur des Stücks eine zentrale und tragende Rolle spielt.

Der schwarze Kubus ist Euer Bühnenbild und nimmt im Tanz eine wichtige Funktion ein. Wie ist er symbolisch zu deuten?

Félix Duméril: Für uns hat sich angesichts des Themas bald die Frage gestellt, was wir überhaupt zu «Genesis» sagen können, zu einem Thema, das so unglaublich breit und universell ist. Natürlich ist es möglich, eine persönliche Meinung dazu zu haben, doch es stellte sich mir die Frage, ob sich diese auch in Bewegung umsetzen lässt. Ausserdem könnte es sehr anmassend werden, ein Stück über die Genesis zu konzipieren. Eine gewisse Portion Selbstironie schadet hier nicht. Die Theorien zur Schöpfung sind vielfältig: Es gibt religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Ansichten. Was wahr ist, können wir nicht beurteilen, das kann im Endeffekt niemand und unsere persönliche Einstellung zur Schöpfung scheint mir auch nicht unbedingt wichtig. Tatsache ist jedoch, dass die Genesis sehr viele Fragen aufwirft. Diese Fragezeichen soll der Kubus symbolisch verkörpern, dasjenige, das nie ganz vollständig gelöst sein wird. Er nimmt die Dinge auf, lässt Dinge heraus, bleibt jedoch immer eine Black Box, ein Mysterium.

So ähnlich wie die Black Box der Fotografie, die auch eine Art Transformator darstellt, was auf der einen Seite reingeht, kommt auf der anderen Seite verändert wieder raus?

Félix Duméril: Genau. Der Kubus stellt eine Art weitere Dimension dar. Er hat eine Präsenz auf der Bühne, die eine gewisse Polarisierung schafft.

Ausserdem stellt er eine räumliche Aufgabe an Dich als Choreografen.

Félix Duméril: Er ist eine weitere Dimension im Raum und eine Präsenz, die man nicht ignorieren kann. Man kann es natürlich versuchen (lacht), doch dramaturgisch haben wir es so konzipiert, dass er eine Rolle spielt.

Der Kubus weist aber keine direkten Parallelen zu einem Werk Paul Klees auf, beispielsweise als geometrisches Symbol?

Félix Duméril: In diese Richtung haben wir auch recherchiert, doch es wäre sehr prätentiös, wenn wir versuchen würden, ein Bild zu vertanzen. Und schliesslich ist Kunst über Kunst ein schwieriges Gebiet. Wir stellen in dem Sinne einen Bezug zu Paul Klee her, dass er angeregt und inspiriert hat. Er war jemand, der versuchte, Kunst wissenschaftlich zu erklären und schon nur dieser Versuch erscheint mir als äusserst spannender Gedanke. (Vgl. dazu das Interview mit Fabienne Eggelhöfer)

Der Schweizer Perkussionist Pierre Favre wird live die Musik beisteuern. Entsteht eine neue Komposition, die auf «Genesis» zugeschnitten ist?

Misato Inoue: Pierre Favre hat mehrere unserer Proben besucht. So konnte er auf unsere tänzerischen Ideen reagieren und ebenso gehen wir auf seine Rhythmen ein, die er uns vorgibt. In einer Intensivwoche werden wir gemeinsam mit Pierre proben. Gewiss wird er auch in der fertigen Komposition seine Freiheiten brauchen und teilweise spontan spielen, was ihm seine Intuition vorgibt. Wir hatten die Idee, das Stück musikalisch so anzufangen, dass er zunächst alle Instrumente zugleich spielt und im Verlauf der Zeit eine Stimme nach der anderen entfernt, so dass musikalisch eine Art Negation der Genesis hin zu einem schwarzen Loch geschieht. Von da aus soll das Stück dann tänzerisch beginnen. Dies ist nur eine Idee, aus der er uns eine Komposition vorschlagen kann.

Félix Duméril: Die Menschen, mit denen wir arbeiten, auch der Bühnenbildner Jann Messerli und eben Pierre Favre sind unsere Freunde, ein familiärer Kontext der uns behagt. Diese Leute sind auf ihrem Gebiet unabhängige Künstler und haben sehr starke Meinungen, aber zugleich herrscht ein grosser Respekt voreinander. Zuerst spielte Pierre Favre uns seine Ideen nur auf dem Djembe vor - normalerweise ist er ja von ungefähr neun Quadratmetern Instrument umgeben. Perkussion ist eine Art Antimusik, etwas, das sich zwischen Klang und Musik ansiedelt. Pierre Favre ist eine Persönlichkeit mit viel Erfahrung auf seinem Gebiet. Er bietet als Person mit seinen Instrumenten so etwas wie einen Gegenpol zur schwarzen Box, die auf der Bühne steht, und durch dieses Gegengewicht etwas weniger dominant wirkt. (Das Handy läutet) Entschuldige, Hollywood ruft an...

Als Choreografen seid auch Ihr Schöpfer und vollendest eine künstlerische Kreation. Die Vorstellung des Künstlers als Schöpfer ist schon sehr alt und vielleicht auch bereits ein Klischee. Wie seht Ihr Euch in diesem Spannungsfeld als Tänzer, die physisch arbeiten und Choreografen mit einer geistigen Idee. Woher glaubt Ihr, stammt Inspiration?

Misato Inoue: Die Inspiration umgibt uns überall. Sie fliesst aus Musik, Literatur, Gesprächen mit den unterschiedlichsten Menschen, aus verschiedenen Theorien und Recherche.

Félix Duméril: Wir sind immer Schöpfer und Geschöpfe zugleich. Bei jedem neuen Stück ist eine eingehende Beschäftigung mit der Thematik ein Muss.

Misato Inoue: Viel Inspiration stammt auch aus den Tänzern selbst.

Wie beziehst Du die einzelnen, individuellen Tänzerpersönlichkeiten in Deinen Schaffensprozess mit ein? Hast Du eine spezielle Methode?

Félix Duméril: Wir versuchen etwas aus einem Chaos heraus entstehen zu lassen. Ein klein wenig Struktur ist zwar vorhanden, doch das Endresultat wird das Ergebnis aus dieser spezifischen Konstellation aus diesen zwei individuellen Tänzern und Tänzerinnen sein. Wir können aus uns heraus nicht das ganze Universum beschreiben, aber vielleicht diesen kleinen, persönlichen Teil der Milchstrasse.

So gesehen trägt zur Kreation auch das einzigartige Geschöpf mit seinen persönlichen Fähigkeiten bei.

Félix Duméril: Ich gehe davon aus, dass sich das ganze Universum im Individuum spiegelt. Ob dies stimmt, möchte ich offen lassen, aber das ist mein Ansatz. Parallelen dazu gibt es in der Wissenschaft insofern, als sich beispielsweise in fraktalen Strukturen im Mikrokosmos immer auch der Makrokosmos finden lässt. Geometrische Formen und deren Ordnungsformen wiederholen sich. Wir als Menschen stehen in all dem mittendrin. Hierzu gehören auch die Fragen, ob es die Schöpfung als einmaligen Akt überhaupt gibt oder ob die Kreation jetzt im Moment stattfindet und auch morgen noch stattfinden wird. Dies sind fundamentale Überlegungen, die ich für interessant befinde, szenisch umzusetzen.

Wie äussert es sich im Arbeitsprozess, dass mit Hideto Heshiki und Misato Inoue ein Tänzer und eine Tänzerin japanischer Herkunft auf der Bühne stehen?

Misato Inoue: Aufgrund unserer Herkunft mussten wir uns natürlich auch mit der Genesis aus der japanischen Kultur auseinandersetzen. Der japanische Mythos von der Entstehung der Welt unterscheidet sich etwas von der biblischen Fassung: Zuerst ist nichts, dann erschaffen der Gott des Mondes und der Sonne gemeinsam die Materie, unsere Welt.

Steht am Ursprung die Leere oder das Nichts?

Félix Duméril: Genau dort liegt der Unterschied zur biblischen Überlieferung. Die christliche Umsetzung spricht von der Leere, die mit dem Geist Gottes erfüllt ist. Im japanischen Ursprungsmythos dagegen herrscht das Nichts. Eine fundierte Recherche zu diesem breiten Thema können wir allerdings nicht leisten und ich glaube, dass wir von dem Punkt ausgehen müssen, wo wir heute stehen. Das heisst: wie empfinden wir heute Leere oder das Nichts und wie gehen wir mit diesen Empfindungen um? Können wir überhaupt ein interessantes Tanzstück über diese zwei Aspekte kreieren?

Gibt es Möglichkeiten zu Chaos in der fertigen Choreografie?

Misato Inoue: Wir pflegen ein organisiertes Chaos. Wenn wir innerhalb der Choreografie ein Chaos zu inszenieren versuchen, wird sich immer ein System dahinter einstellen. So haben wir herausgefunden, dass eigentliches Chaos bei uns nicht existiert. Was immer wir Chaotisches zu tun versuchen, beispielsweise während einer Improvisation, es artet nie zu einem veritablen Durcheinander aus. Es mag zwar so aussehen, doch es steckt immer System dahinter.

Félix Duméril: Ein wissenschaftliche Theorie besagt, dass Chaos eine Frage der Perspektive ist. Wenn man etwas als chaotisch wahrnimmt, so nur deswegen, weil man mittendrin steckt. Aber wenn man von aussen den Überblick über die Situation gewinnt, nimmt das vermeintlich Chaotische geregelte Formen an.

Der Genfer Choreograf Gilles Jobin versucht Chaos zu inszenieren, indem er mit seinen Tänzern verschiedene Sequenzen einstudiert, die auf der Bühne während eines Zeitrasters in Eigenregie ausgeführt werden sollen. Sein Ziel ist, dass die Tanzenden unmittelbar im Moment auf die anderen reagieren müssen. Doch auch diese Methode ist, von aussen gesehen, nicht frei von Organisation.

Félix Duméril: Nein, seine Choreografie ist, so viel ich weiss, sogar sehr streng reglementiert.

Wie arbeitest Du als Choreograf? Hast Du eine bestimmte Arbeitsmethode?

Félix Duméril: Jedes Projekt generiert je nach Thema und Konstellation der Mitwirkenden einen neuen Arbeitsprozess. Ich glaube, dass es bei jedem Projekt, das man angeht, einen magischen Moment gibt, in dem sich alles zusammenfügt und nach diesem Punkt streben wir immer. Ich weiss nicht, ob es uns stets gelingt, diesen Augenblick zu erreichen, vielleicht glauben wir auch nur daran. Aber sich auf etwas zu konzentrieren, bringt eine gewisse Dichte mit sich. Ich habe es bei vielen Choreografien so erlebt, dass an einem gewissen Punkt plötzlich etwas passiert, zum Beispiel, dass sich gewisse, intuitive, choreografische Entscheide plötzlich als stimmig und richtig erweisen.

Das ist dann wohl der kreative Augenblick oder der Moment der Schöpfung. Doch ist es für den Schaffensprozess eines freien Choreografen und seinem Künstlerverständnis nicht ein Widerspruch, dass die Freiheit der Kreation sehr oft von vorgegebenen Themen eingeschränkt wird? Für «Genesis» musstet Ihr Euch ja mit dem ZPK arrangieren. Wie seht Ihr Euch im Spannungsfeld zwischen Auftrag und Freiheit? Wie schafft man diesen Balanceakt? Ist es als freier Tänzer und Choreograf in der Schweiz möglich, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen freiem Künstlertum und dem Drang zu überleben zu finden?

Misato Inoue: Wir überleben. Es gibt viele Leute, die es nicht schaffen, denn so zu leben ist sehr hart. Die administrative Organisation und die Suche

Kunsthalle Bern

–

Stefan Brüggemann BLACK BOX

09.02. - 20.04.

Vernissage 08.02. 18.00 Uhr

Künstlergespräch für Kunststudierende
08.02. 14.00 Uhr

Lehrereinführung
11.02. 17.30 h

Öffentliche Führungen
10.02. 11.00 Uhr / 26.02. 18.00 Uhr / 20.04. 11.00 Uhr

Kunstsitzung für Seniorinnen und Senioren
13.02. 14.00 Uhr

Kunst zum Sattwerden
Kurzführung mit währschaftem Mittagessen
Anmeldung bis zum Vortag
19.02. 12.30 - 13.30 Uhr

Galerienspaziergang
12.04. 13.30 Uhr

Infos www.kunsthalle-bern.ch 031 350 00 40

Alther&Zingg

Ein filosofisches Gespräch:

«Glück ist
das andauernde
Fortschreiten
von einer Begierde
zur anderen.»
(Thomas Hobbes 1658)

Mittwoch, 27. Februar 2008 // 19:15 h
tonus-labor, Kramgasse 10, 3011 Bern
Mitbringen: Ideen, Stimme, Instrumente oder so...

▶ Z
Dampfzentrale
Bern

FESTIVAL HEIMSPIEL
BERNER CHOREOGRAFINNEN
UND CHOREOGRAFEN
IN DER DAMPFZENTRALE BERN
2.2. – 1.3. 2008

WWW.DAMPFZENTRALE.CH

PARTNER KULTURSTADTBERN / ERZIEHUNGSDIREKTION DES KANTONS BERN / BURGERGEMEINDE BERN / MIGROS KULTURPROZENT / HOTEL BERN / TAP TANZ AKTIVE PLATTFORM / TANZHAUS ZÜRICH / THEATRE SEVELIN 36

There is Desire Left (Knock, Knock)

40 Jahre Bildende Kunst
aus der Sammlung Mondstudio
25.1. – 27.4.2008

Adolf Wölfli Universum

Eine Retrospektive
1.2. – 18.5.2008

Der Himmel ist blau

Werke aus der Sammlung
Morgenthaler, Waldau
1.2. – 18.5.2008

Kunstmuseum Bern

Hodlerstrasse 8 – 12 | 3000 Bern 7 | T 031 328 09 44
www.kunstmuseumbern.ch | info@kunstmuseumbern.ch
Öffnungszeiten: Di 10 – 21h | Mi – So 10 – 17h

nach finanziellen Mitteln nimmt sehr viel Zeit in Anspruch, Zeit, die wir lieber in andere Dinge, wie dem Choreografieren investieren würden. Mehr Zeit würde uns eine grössere Freiheit ermöglichen. Wie viele Dinge können nicht stattfinden weil wir nicht genügend Geld oder Zeit zur Verfügung haben! So gesehen ist es als freie Tänzerin oder Choreografin sehr hart.

Félix Duméril: Handkehrum muss ich aber auch sagen, dass wir bisher sehr viel Glück hatten. Wir mussten noch nie etwas annehmen, was wir absolut nicht machen wollten. Ich empfinde es als durchaus interessante Herausforderung, eine Choreografie in einem bestimmten, festgesetzten Rahmen entstehen zu lassen. Manchmal ziehe ich das sogar vor. Wenn man offen ist und sich dafür interessiert, was in der Gesellschaft aktuell ist, womit sich die Leute beschäftigen und auch womit man sich selbst beschäftigt, kann man diese Dinge in einer Choreografie reflektieren. Man kann in allem einen Spiegel seiner selbst finden, der aufzeigt, wer man ist und was man der Welt zu sagen hat. Wenn man eine Thematik zu erfüllen hätte, zu der man keinen Bezug herstellen könnte... ich war glücklicherweise noch nie in dieser Situation.

Misato Inoue: Das ZPK gab uns zwar das Thema vor, erlaubte aber auch eine grosse Freiheit, dieses umzusetzen, wie es uns beliebt.

Félix Duméril: Das ZPK lieferte einen guten Anstoss. Es existieren nicht viele Institutionen, die einem so etwas ermöglichen und sogar noch Tanz fördern. Das ist ein Privileg.

Die breite Förderung von Künsten entspricht dem Gedanken des ZPK, sich als interdisziplinäres Forum der Künste zu positionieren.

Félix Duméril: Man kann das Werk von Paul Klee mögen oder nicht. Was er aber mit Sicherheit verändert hat, ist der breite Zugang zur Kunst. Er besitzt eine sehr wandlungsfähige Art, auf Dinge einzugehen. So ist es eine Bereicherung, dass ein Ort existiert, wo viele verschiedene künstlerische Disziplinen aufeinandertreffen.

Neu habt Ihr ein Atelier im PROGR beziehen können, wo die unterschiedlichsten Leute Wand an Wand arbeiten. Beeinflusst die offene Atmosphäre Eure Arbeit?

Misato Inoue: Es passiert hier vieles, ein guter Arbeitsort!

Félix Duméril: Der PROGR ist inspirierend. Ich komme gern hierher. Auch wenn das Studio klein ist, aber man geniesst einen schönen Ausblick, ein gutes Gefühl. Ich hoffe, dass es noch ein Weilchen so bleibt.

Infos:
«Genesis» choreografiert von Félix Duméril und Misato Inoue in Zusammenarbeit mit den Tänzern; Tanz: Félix Duméril, Hideto Heshiki, Misato Inoue, Nina Stadler; Musik: Pierre Favre
Première: 21.2., 20:00 h. Weitere Vorstellungen: 23.2., 20:00 h / 24.2., 18:00 h
Zentrum Paul Klee, Bern

AUSSTELLUNG

auf den spuren der kreation

Von Sylvia Mutti Bild: zVg.

■ Als Auftakt des Ausstellungsjahres 2008 zeigt das Zentrum Paul Klee «Genesis – Die Kunst der Schöpfung». Die Gruppenausstellung, die Werke der Moderne und Arbeiten von zeitgenössischen Kunstschaffenden präsentiert, beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern die Produktion von Kunstwerken und die wissenschaftliche Forschung, insbesondere im Bereich der Biowissenschaften, Gemeinsamkeiten aufweisen. Kuratorin Fabienne Eggelhöfer gibt einen kleinen Einblick in die Thematik.

Sylvia Mutti: Die Veranstaltungen im ZPK weisen vielfach einen Bezug zum Werk Paul Klees auf. In wiefern gliedert sich das Schaffen Klees in die neue Wechselausstellung «Genesis - Die Kunst der Schöpfung» ein?

Fabienne Eggelhöfer: Der Begriff und das Konzept der Genesis sind in Klees Schaffen und Denken zentral. Er spielt nicht nur auf die biblische Genesis, auf die Schöpfung der Welt und des Menschen an, sondern erachtet die Genesis eines Kunstwerkes, also den Werkprozess und die Formgebung, als das Wesentliche der Kunst. Ich denke, dass gerade diese Konzentration auf die Formung auch zeitgenössische spannende Kunst ausmacht! Um Arbeitsprozesse geht es auch in der Ausstellung. Wir stellen die These auf, dass der Arbeitsprozess eines Kunstschaffenden und der eines Naturwissenschaftlers ähnlich sind und zyklisch in vier Arbeitsschritten erfolgen: Analyse, Code, Spielerei, Chaos, Analyse, Code ....

Klee hat beispielsweise einfachste geometrische Konstruktionen analysiert, deren Organisation – Code – festgelegt und dann damit zu spielen begonnen, indem er die Konstruktionen verschiedenen Befehlen unterzogen hat: Er hat sie verschiedenen Modifikationen wie Spiegelung, Verzerrungen, Verdoppelung oder Projektion auf eine andere Fläche unterzogen. Irgendeinmal waren die Möglichkeiten ausgelotet und die Arbeit entwickelte sich nicht weiter. Es brach ein «chaotischer Zustand» aus, der ihm erlaubte, sich die Freiheit zu nehmen, etwas Neues – nicht unbedingt etwas völlig anderes - auszuwählen und erneut mit der Analyse zu beginnen.

Die Ausstellung möchte Verwandtschaften von Kunst und Wissenschaft aufzeigen und deren methodische und ästhetische Gemeinsamkeiten herausarbeiten. Könntest Du einige Beispiele nennen, wie solche Gemeinsamkeiten künstlerisch umgesetzt werden, wo sich die beiden Sphären gegenseitig befruchten?

Es gibt zum einen offensichtliche Parallelen bei den Installationen von Eduardo Kac oder Kathleen Rogers. Beide integrieren in ihre Arbeiten naturwissenschaftliche Prozesse wie die synthetische Herstellung von Genen oder die Gen-Manipulation von Zebrafischen.

Zum anderen möchte ich aber auch Parallelen aufzeigen, auf welche bisher noch nicht hingewiesen worden ist: 1953 glaubten James Watson und Francis Crick mit der Doppelhelix-Struktur der DNA den Code für das Leben entdeckt zu haben. Crick formulierte fünf Jahre später das zentrale Dogma der modernen Biowissenschaften, das besagt, dass Gene Lebewesen erschaffen. Künstlergruppen wie de Stijl oder die Konkreten stellten ebenfalls einen dogmatischen Code auf, der ausschliesslich auf rechten Winkeln, Primärfarben und Diagonalen basiert. Sowohl in den Biowissenschaften wie in der Kunst hat sich gezeigt, dass sich ein dogmatischer Code nicht weiterentwickeln kann. Man muss mit dem Code zu spielen beginnen, um neue Resultate zu erreichen.

Wo liegen dagegen die fundamentalen Unterschiede zwischen Kunst und Wissenschaft?

Es ist ganz klar, dass Kunst im Gegensatz zur Forschung in den modernen Biowissenschaften keinen konkreten Zweck erfüllen muss. Eine Künstlerin ist bei der Auswahl der Thematik, die sie analysieren will, völlig frei. Der Biowissenschaftler konzentriert sich dagegen ausschliesslich auf Lebewesen.

Infos: Genesis – Die Kunst der Schöpfung
Zentrum Paul Klee, Bern
Geöffnet: Di – So 10:00–17:00 h // Bis 27.4.

KLASSIK

lebenskunst auf grossen bühnen

Bild: zVg.

Von Sonja Koller - Brice Bolinger zwischen Beruf und Berufung. Das Alumni Sinfonieorchester Zürich in der Tonhalle.

■ Erst zwei Jahre sind vergangen, seit das Alumni Sinfonieorchester Zürich (ALSO) in der Tonhalle ein rauschendes Debütkonzert vor vollen Reihen gab. Nun steht das Orchester kurz vor seiner vierten Konzertreihe. Das Programm liest sich so verheissungsvoll wie ambitioniert: Dvoraks berühmtes Cellokonzert und die Tondichtung «Tod und Verklärung» von Richard Strauss gehören zu den Meisterwerken des grossen sinfonischen Repertoires. Die Mitglieder des ALSO sind jedoch keine Berufsmusiker. Die meisten von ihnen sind auch keine Studenten mehr, die ihre Zeit einigermassen frei einteilen können. Es sind Physiker und Biologinnen, die da musizieren, Umwelt- und Elektroingenieure, Mütter und Väter. Da gibt es einen Denkmalpfleger am Kontrabass und einen Tontechniker, der Flöte spielt. Der Hornist ist auch ein Lokführer und die Cellistin Zahnärztin. Trotz ausgefülltem Berufsalltag nehmen sich all diese Leute Zeit für die Musik. Viel Zeit, denn das Musizieren auf diesem Niveau erfordert nicht nur gemeinsame Probestunden, sondern auch regelmässiges Üben zuhause. Und dann gibt es noch diejenigen, die nicht nur spielen, sondern auch organisieren – ebenfalls in ihrer Freizeit, wie sich versteht. Wie tun sie das? Und weshalb? ensuite sprach mit dem Drahtzieher und Präsidenten Brice Bolinger, der im ALSO Geige spielt. Beruflich war der 29-Jährige kürzlich noch im Investmentbanking tätig, zurzeit arbeitet er im Bereich Firmenübernahmen bei Novartis.

Deine Kombination von Arbeit im Finanzbereich eines Weltkonzerns und der klassischen Musik als Hobby wirkt ungewöhnlich. Wie kommt es dazu?

Musik ist schon sehr früh in mein Leben gekommen: Mit vier Jahren habe ich angefangen, Geige zu spielen. Die Musik hatte für mich stets einen hohen Stellenwert. Sie begleitete mich immer. Die berufliche Laufbahn lief davon entkoppelt und kam erst später hinzu. Natürlich habe ich mir auch einmal die Frage gestellt, ob ich die Musik zum Beruf machen möchte, aber das hat sich für mich mit meinen breit gestreuten Interessen relativ schnell geklärt: Sie soll Hobby bleiben.

Wie gelingt es Dir heute, das Geigenspiel in den Alltag zu integrieren?

Da die Intensität meiner Arbeit sehr unregelmässig und der Alltag oft von Unerwartetem geprägt ist, wird es tatsächlich immer schwieriger, alles unter einen Hut zu bringen. In der Schulzeit war es noch einfach, die Zeit für das Instrument zu finden. Während des Studiums an der ETH wurde das etwas schwieriger, und jetzt, im Arbeitsleben, gestaltet es sich wirklich kompliziert. Ich arbeite für ein grosses Unternehmen und mein Berufsalltag hängt von vielen äusseren Faktoren und Leuten ab. Deshalb bin ich vor den Proben jeweils ziemlich angespannt und hoffe, dass nichts dazwischen kommt, was den Feierabend verzögert. Je nach Beruf können sich andere Orchestermitglieder sicherlich etwas besser einteilen.

Und trotz dieser Schwierigkeiten bleibst Du aktiv im Orchester.

Ja, denn ich freue mich auf jede Probe. Dazu gehört neben dem Spielen auch das Treffen mit den andern Orchestermitgliedern. Die Berufe und Tätigkeitsfelder sind im ALSO sehr breit vertreten und die Begegnungen mit all diesen verschiedenen Leuten deshalb sehr bereichernd.

Gehen wir nun einen Schritt zurück: Wie kam es zur Gründung des ALSO?

Die Idee dazu entstand im Akademischen Orchester Zürich (AOZ). Alle fünf Gründungs- und jetzigen Vorstandsmitglieder des ALSO waren auch einmal Vorstandsmitglieder im AOZ. Auf der Japantournee 2003, meinem letzten Projekt als Präsident, stellten wir uns die Frage, was denn nach dem AOZ kommen sollte. Wir standen alle am Ende unserer Zeit an der Hochschule und wussten, dass wir somit nicht mehr ewig in diesem Orchester bleiben konnten. Und trotzdem wollten wir weiterspielen, möglichst unter denselben qualitativen Rahmenbedingungen, wie sie das AOZ bietet. Wir wollten weiterhin unter einem guten Dirigenten das grosse sinfonische Repertoire spielen und mit guten Solisten in guten Konzertsälen auftreten. Also beschlossen wir, etwas Entsprechendes auf die Beine zu stellen.

Wie seid ihr vorgegangen?

Wir konnten viel von unseren Beziehungen und Erfahrungen aus dem AOZ profitieren. Ein grosser Vorteil bestand darin, dass jedes Vorstandsmitglied sein Amt bereits einmal innehatte und die Arbeitsabläufe deshalb kannte. Unsere grösste Sorge galt der Besetzung: 70 bis 80musikalisch talentierte Leute von Null auf zu einem Orchester zusammenzustellen ist eine Herausforderung! Auch hier war und ist die Nähe zum AOZ wertvoll. Und ein wichtiger Anziehungsfaktor ist Johannes Schlaefli. Es freut uns ausserordentlich, dass der AOZ-Dirigent unsere Leitung übernommen hat. Er ist unglaublich gut, insbesondere auch im Umgang mit Amateuren und somit ein Magnet für die Mitspieler.

Wir haben das ALSO als Verein den ETH-Alumni angeschlossen. Dies ist eine starke Organisation mit grossem Netzwerk. Der Zusammenschluss ermöglichte uns zum Beispiel, bereits kurz nach der Gründung grosse Verträge abzuschliessen, so wie denjenigen mit dem KKL Luzern. Da hatten wir Rückhalt und eine gewisse Sicherheit für den Fall, dass das Budget nicht so aufgehen sollte, wie geplant – was es zum Glück aber von Anfang an tat.

Wie viel Zeit wendest Du heute für dieses Ehrenamt auf?

Das ist eine schwierige Frage – in Stunden kann ich es nicht angeben. Die Vorstandsarbeit gibt mir schon jede Woche etwas zu tun. Es gibt Phasen, da läuft mehr und dann läuft wieder weniger. Aber ich zähle die Zeit nicht, denn ich mache diese Arbeit ja sehr gerne. Die Orchesterarbeit gibt mir eine Balance zum Job, wo ich sehr spezialisiert arbeite. Die Aufgaben des Orchesterpräsidenten, der den Überblick über alle Arbeitsfelder haben muss, sind dagegen viel breiter angelegt. Das gefällt mir – und so gestaltet sich die ganze Arbeit irgendwie natürlich, ohne dass ich gross darüber nachdenke.

Du hast eine sehr verantwortungsvolle Stelle in der Wirtschaft. Dort herrschen andere Prinzipien als in der Kunst. Bereichern sich diese Welten gegenseitig, oder sind sie eher schwierig miteinander zu vereinbaren?

Ich betrachte das auf jeden Fall als eine Bereicherung. Natürlich sind Orchester und Wirtschaft zwei verschiedene Welten, aber es gibt durchaus gewisse Schnittstellen. Ein Orchester muss ja auch ökonomisch funktionieren. Und ich persönlich kenne die Orchesterwelt schon länger als meinen Job. Das Schwierige besteht für mich nicht im Vereinen von verschiedenen Ideologien. Das Schwierige ist die Zeiteinteilung. Ich bin beruflich oft im Ausland und da ist es manchmal nicht einfach, Sitzungstermine mit dem Orchestervorstand zu finden. Aber wir kennen uns sehr gut und so läuft die Arbeit unkompliziert und effizient. Bisher haben wir noch immer einen Weg gefunden, um uns zu organisieren.

Infokasten:
Alumni Sinfonieorchester Zürich
Johannes Schlaefli, Leitung
Thomas Grossenbacher, Cello

Richard Strauss: Tod und Verklärung
Antonin Dvorak: Cellokonzert in h-Moll

Dienstag, 5. Februar, 20:15 h
Steinerschule Wetzikon
Freitag, 8. Februar, 19:30 h
Tonhalle Zürich

Mehr Infos: www.alumniorchester.ch

MUSIK

wenn streicher zum jazzbogen greifen

Von Konrad Weber Bild: Simon Iannelli

■ Eine Selbsthilfeorganisation veranstaltet ein Winterfestival? Um nicht ins kalte Januarloch zu stürzen oder einfach zum allgemeinen Genuss?

Nach vier Tagen höchststehendem Jazz in den Vidmarhallen ist die Bilanz offensichtlich, die Selbsthilfe gelang und die Sinne wurden verwöhnt. Bereits zum siebten Mal veranstaltete BeJazz das Winterfestival. Die 25-jährige Jazzgemeinschaft hat ihre Jugendlichkeit bis heute nicht verloren. Auch das jüngste Projekt kann man einen geglückten Coup nennen: der Umzug in die neuen alten Vidmarhallen in Bern-Liebefeld. Trotz den anfangs kritischen Äusserungen kann sich das Lokal langsam aber sicher zu einem bedeutsamen Jazztreff für Schweizer Jungmusiker mausern. Eigens um der gewachsenen Fangemeinde an diesem Winterfestival gerecht zu werden, wurde die zweite Gaststätte des Stadttheaters Bern in ein wohliges Jazzambiente versetzt. Vidmar:1, der Hauptsaal der ehemaligen Tresorfabrik konnte den Klang der Musiker angenehm aufnehmen.

Erfreut über den geglückten Umzug zeigte sich auch der Programmverantwortliche Fabio Baechtold: «Wir könnten mit den neuen Umständen nicht glücklicher sein. Endlich sind wir imstande, dem Publikum eine Tribüne zu bieten, von welcher man an jedem Platz beste Sicht auf die Musiker geniessen kann.» Per Zufall, so Baechtold, gab es im diesjährigen Winterfestival ein zusätzliches Angebot an Jazz-Bands, welche mit Streichern «cross-over»-Projekte lancierten. Drei Konzepte haben es dem jungen Chef des noch jüngeren Festivals angetan und ihn bereits in der Planungsphase klar überzeugt. Eines davon, Joe Haider Double Quartet konnte bereits am weniger besuchten Freitag, 18. Januar, auftrumpfen. Zwei weitere Streicherprojekte glänzten am Sonntag. An diesem nochmals ausverkauften letzten Abend des Winterfestivals standen vergleichbare Projekte mit verschiedenen Musikern auf dem Programm. Zum einen war da die CD-Taufe ohne Taufungsritual und zum andern vereinten sich zwei Orchester, welche nicht gegensätzlicher sein könnten.

Ziemlich aufgeregt, doch sichtlich happy durfte Araxi Karnusian, die gebürtige Gstaaderin mit dem griechischen Namen, den Abend eröffnen. Mit drei Stücken à je 20 Minuten präsentierte sich die 39-Jährige ganz persönlich. Ziemlich simpel betitelt, «part I», «part II» und «part III», stellen die verschiedenen Stücke ein Lebenswerk dar. Araxi Karnusian lernte jenes von seiner harten aber auch weichen Seite kennen. Dies kann man schnell der Musik ihrer Band Strange Sounds – Beautiful Music entnehmen. Auch sie füllte ihre Stammformation, das Jazzquintett, mit Streichern auf, wie sie selbst über das Quartett an ihrer Seite zu spotten vermochte. Eine gefährliche Aussage, machten doch gleich die Streicher die gewissen unverkennbaren «Strange Sounds», aber auch die «Beautiful Music» aus.

In «part I» beschreibt Karnusian ihre Lebensanfänge in Gstaad und den Umzug als 16-Jährige ins langsame und gemütliche Bern. Ein Stück, welches mit vereinzelten Kuhglocken und traditionellen Klängen an eine geschichtsträchtige, urchige Schweizer Berglandschaft erinnert. Im zweiten Stück, «part III», welcher vor «part II» gespielt wurde, schildert Karnusian ihre Erinnerungen an New York, ihren Aufenthalt von 1998. Neben den typischen Broadwayeinflüssen von New York treten auch immer wieder fast freie Improvisationsteile auf. Man merkt, dass die Musik, welche hier so wohl erklingt, extra von Karnusian für dieses Ensemble geschrieben wurde. Geigen und Saxofone harmonieren, ebenso können sie sich aber wieder konkurrieren. In «part II», dem letzten Stück von Araxi Karnusian, beschreibt die Saxofonistin noch einmal einen Aufenthalt ausserhalb der heimischen Umgebung: ihr Auslandstipendium des Kantons Bern in Paris. Vor allem der Mittelteil besticht mit einem groovigen Contraaltklarinettensolo von Jürg Bucher. Thematische Übergänge zwischen dem Piano, den Geigen und dem Saxofon erzeugen einen reissenden Sog und plötzlich treten wieder vereinzelte Passagen auf, welchen wir bereits in New York oder in Gstaad begegneten.

Mit ihrem abwechslungsreichen Stil und dem genauen Einbezug jedes einzelnen Instruments schaffte es Karnusian an diesem Abend klar zu überzeugen. Obwohl zu Beginn sichtlich nervös und angespannt, gelang es ihr das Publikum vollends zu gewinnen und mit ihren verschiedenen Teilwerken einen Bogen über das Ganze zu bilden.

Die Camerata Bern, ein Kammerorchester mit vierzehn ausgebildeten Solisten, und das Swiss Jazz Orchestra (SJO), die von den wöchentlichen Montagskonzerten im Bierhübeli bekannte Big Band, versuchten sich im zweiten Teil des Abend zu vereinen. Mit 33 Musikern auf der Bühne seien sowohl die technischen als auch die organisatorischen Grenzen erreicht, meinte Fabio Baechtold, doch auch er war erfreut über das Zusatzkonzert an seinem Festival. Denn eigentlich wäre das Projekt, welches am 20. November 07 im Auditorium des Zentrums Paul Klee uraufgeführt wurde, als einmaliges Auftragskonzert geplant gewesen.

Den Auftakt machten Markus Stockhausen, deutscher Trompetist und Komponist, und die Camerata Bern mit Stockhausens Komposition «Miniatur einer Seelenreise». Sogleich spürte man den emotionalen und spirituellen Stil von Stockhausen. Obwohl einige Streicherpassagen eher an breite Synthesizerklänge erinnerten, weiss Stockhausen den Reiz seiner harmonischen Komposition auszunutzen und die Zuhörer mit weichsten Flügelhornobertönen zum Träumen zu verleiten. So kommen Überleitungen zu zackigeren und kantiger anmutenden Passagen eher überraschend, passen jedoch ebenfalls in das unfassbare Bild einer Seelenreise.

Nach diesen himmlisch luftigen Klängen kann man dem Schock des Gegenteils fast nicht entrinnen. Mit «Extra Credit» von Jim McNeely stellte das SJO sein professionelles Können unter Beweis.

Endlich mussten sich die beiden Klangkörper vereinen. Zwei Auftragskompositionen standen zum Abschluss des Abends auf dem Programm. Philip Henzi, SJO-Pianist, komponierte mit seinem «Trimorphum» ein 10-minütiges Stück anhand von drei Akkordfolgen, welche sich immer wieder ineinanderfügen. Das ehrgeizige Ziel, «dass das Stück für alle Instrumente interessante Passagen enthaltet und insgesamt kurzweilig sein soll», ist Henzi klar geglückt. Abwechslungsreiche Streichersätze, welche mehr als nur einen mit Tönen füllenden Teppich für solistische Big Band-Profis ausmachen und knackige Sounds der Bläser, die jedoch nicht die feinen Streicher überdecken, wechseln sich ab.

Auch Markus Stockhausen trat nochmals auf die Bühne. Mit «Tanzendes Licht – eine Hommage an Paul Klee» will Stockhausen eine allen bekannte Situation in Tönen festhalten: «Man steht am Meer und sieht die Sonne langsam auf den Horizont herunterfallen. Immer schneller kommen und gehen abertausende, kleine tanzende Lichtpunkte auf dem Wasser. Dieses Bild hat mich oft tief berührt, schliesslich sind wir doch alle nur kleine Lichtpunkte, welche kommen und gehen.» In seinem äusserst gefühlsvollen und harmonischen 30-minütigen Werk trumpft Stockhausen mit all seinen stilistischen Mitteln auf. Gleich vier Trompeten respektive Flügelhörner benutzt der 51-Jährige, um verschiedene Klangfarben zu erzeugen. Ungebremst steigert sich die Melodie in immer höhere Sphären und die mehreren Modulationen in den letzten Takten werden fast sehnlichst erwartet. Trotzdem hört alles auf, wie es zuvor begonnen hat. Ein gelungenes Sinnbild des Lebens. Markus Stockhausen verlieh dem Winterfestival einen würdigen Abschluss und das Riesenprojekt, Streicher mit Jazz oder Jazz mit Streichern zu bereichern, sorgte für das gewisse Etwas. Gespannt schauen wir auf das achte BeJazz Winterfestival, welches für Fabio Baechtold bereits begonnen hat.

Weitere Konzerte von Araxi Karnusian:

15.2.	Le Petit Paris, La Chaux-de-Fonds / 21:00 h, **www.petit-paris.ch**
16.2.	Hirschen, Erlenbach BE / 21:00 h **www.hirsch-ku.ch**
26.2.	Moods, Zürich / 20:30 h, **www.moods.ch**
1.3.	AMR, Genf / 21:30 h **www.amr-geneve.ch**
3.3.	Solothurn, Kofmehl Raumbar / 20:30 h **www.kofmehl.net**
5.3.	Theater am Gleis, Winterthur, 20:15 h, **www.kultur.winterthur.ch**

ECM listening post

Von Lukas Vogelsang

■ Neben Nik Bärtsch's Ronin «Holon», Marylin Mazur's «Elixir» (Perkussion), dem neusten Wurf von John Potter mit The Downland Project – «Romania», hat Misha Alperin in diesen neuesten Produktionen von ECM im 2008 eine starke Startposition eingenommen. Stilistisch einordnen kann man seine Musik und die drei MusikerInnen allerdings nicht konkret, doch das ist bei Misha Alperin (piano) schon gewöhnlich. Irgendwo zwischen klassischen Elementen, moderner Klassik und jazziger Eigensprache bewegt sich dieses Trio zusammen mit Anja Lechner (violoncello) und Arkady Shilkloper (french horn, flügelhorn), aber in wunderbaren klanglichen Sphären. Zeit, den Klang zu zelebrieren bringen

alle Musiker mit – aber die Verbindung dessen im gemeinsamen Raum lässt eine feine Bewegung entstehen. Eben ein kleiner Tanz, der von winterlicher Innigkeit geprägt, suchend und vertrauensvoll ein kleines Mysterium kreiert. Misha Alperin ist keine leichte Kost in der Komposition – aber im Klang und für die ZuhörerInnen ein gekonnter Geschichtenerzähler. Die gesamte Produktion überrascht immer wieder mit unvorhergesehenen Momenten. Trotz der melancholischen Grundidee kommt dazwischen ein schelmisches Spiel hervor.

Etwas gar verhalten ist diesmal allerdings die Aufnahmequalität geworden. Etwas mehr klangliche Präsenz hätte an einige Passagen gut getan. Doch das kann man «danach» einfach sagen. Trotz allem hat diese Produktion von den ECM-Jahreserstlingen am meisten Kraft. Die anderen Projekte klingen bereits vertraut – Misha Alperin klingt wie «Her first Dance».

Misha Alperin – Her First Dance
ECM 1995

Bild: Araxi Karnusian (li. Sax) / Claudia Corrado

MUSIK

auf bedrohliche stille folgt der lärm der politik

Von Jean-Luc Froidevaux Bild: zVg.

■ Er habe als Kind jeden Flugzeugtyp, jede Rakete und jedes Kaliber allein vom Geräusch her benennen können und genau herausgehört, ob von ihm weg- oder auf ihn zugefeuert wurde, erinnert sich ein Musiker der Bürgerkriegsgeneration. «Machte es ziiisssssch, so flog die Bombe genau auf dein Haus zu und du musstest schleunigst an einen sicheren Ort.» Schult Krieg das Gehör? Mazen Kerbaj, Pionier der frei improvisierten Musik in Beirut, presst Maschinengewehrsalven aus seiner Trompete, lässt sie rattern wie Rotoren eines Hubschraubers: «Wahrscheinlich imitiere ich die Geräusche meiner Kindheit. Ich habe eine spezielle Beziehung zu Stille. Stille ist zwar ein Synonym für Frieden, war aber immer auch bedrohlich: Ein Warten auf den nächsten Bombenhagel.» «brt vrt zrt krt t» oder «Tagadagadaga» heissen seine Tracks. Er gründete das Label «Al Maslakh» (das Schlachthaus) «to publish the unpublishable in the lebanese artistic scene».

Die libanesische Republik war seit ihrer Schaffung durch die Kolonialmacht Frankreich ein multiethnischer und polyreligiöser Staat mit einer labilen christlichen Übermacht. Als diese schwand, weil die sozial schlechter gestellten Schiiten mehr Kinder hatten und Palästinenser aus Jordanien flüchteten, entflammte 1975 der Bürgerkrieg, der bis 1990 andauerte.

Die in diesen langen Kriegsjahren Grossgewordenen erkennt man an ihrem Sarkasmus, wie Mazen Kerbaj: als die israelische Armee im Juli 2006 ihre Drohung wahrmacht, das Land zehn Jahre zurückzubomben, spielt er auf seinem Balkon in Beirut ein Duett mit den Raketen. «Starry Nights». Zu hören sind seine luftige Trompete und ein Grollen im Hintergrund. Laute Bombeneinschläge folgen, sie lösen die Alarmanlagen der geparkten Autos in den Strassen aus. Hunde bellen. Und zwischendurch diese bedrohliche Stille.

Der 33-Tage-Krieg Anchcar und Warschawski zeigen auf, wie die Hisbollah (Partei Gottes) nach Ende des Bürgerkriegs in den 90er-Jahren stärker wird: gegen die israelische Besetzung und dank der Finanzierung durch den Iran. Die USA konnten die UN-Resolution 1559 durchsetzen, die den Libanon unter Einmischung in seine Souveränität von der syrischen Armee «befreien» und die Hisbollah entwaffnen sollte. Nach der Ermordung des Premiers Rafik Hariri im Februar 2005 führen Massendemonstrationen sowohl der Schiiten wie auch der Drusen und Alewiten zu einem Abzug der syrischen Armee. Die Hisbollah wird aber nicht entwaffnet. Schon bald bietet sich den USA und Israel die Gelegenheit, einen Plan umzusetzen, der schon längere Zeit bestand, sich aber ohne äusseren Anlass vor den Augen der Weltgemeinschaft nicht durchführen liess: Am 12. Juli 2006 entführt die Hisbollah zwei israelische Soldaten, um sie mit Israel gegen Gefangene auszutauschen. Entgegen der Erwartung des pragmatischen Hisbollah-Führers Nasrallah verhandelt Israel aber nicht, sondern nimmt den nördlichen Nachbarn unter Dauerbeschuss. Ein Keil soll zwischen die Hisbollah und die libanesische Bevölkerung getrieben werden. Das libanesische Volk wendet sich aber nicht von der Hisbollah ab, die es über lange Jahre unterstützt hat. Zudem machen einige Tausend Hisbollah-Kämpfer dem mächtigen Israel das Leben schwer und bombardieren ihrerseits dessen Norden bis noch zum Waffenstillstand am 14. August 2006. Ein Waffenstillstand, den sich Israel und die USA bei der UNO holten, um nicht das Gesicht zu verlieren, nachdem sie diesen anfänglich blockierten. Millionen von Libanesen wurden vertrieben und Hunderte von Zivilisten getötet. Da auch jetzt die Hisbollah dem Volk wieder als erste zur Seite steht, gewinnt sie sogar an Prestige und Anhänger.

Und noch einmal von vorne Das kulturelle Leben der einstmals Paris des Nahen Ostens genannten zwei Millionen-Metropole ist nach dem langsamen Wiedererblühen fünfzehn Jahre nach Ende des Bürgerkriegs erneut abgestorben. Täglich fällt für vier Stunden der Strom aus, viele Gebäude im Süden sind zerbombt, trotzdem werden prestigeträchtige Bauprojekte in verschont gebliebenen Bonzenvierteln bevorzugt. «Ich empfinde all die Reden der Politiker und die Verschwörungstheorien der Leute einfach nur als Krach», resümiert eine Jazzpianistin. Von Kulturförderung konnten libanesische Musiker schon vorher nur träumen, vielleicht arbeiten daher viele in mehreren Disziplinen, zeichnen noch wie Mazen, oder machen Filme oder Theater. Theaterstücke müssen manchmal zwar mehrere Male eingereicht werden, bis die Behörde eine Aufführung bewilligt. Viele Kunstschaffende leben inzwischen im Exil, ausländische Künstler bleiben erneut weg. Der Bassist und Klarinettist Paed Conca ist eine Ausnahme; der Berner wurde ans Irtijal-Festival für experimentelle Musik eingeladen, erlebte den Ausnahmezustand und revanchiert sich jetzt zum zweiten Mal mit einem Festival in der Schweiz. Er habe feststellen können, dass es in Beirut ein breiteres Publikum für improvisierte Musik gebe als hier. Vielleicht weil das Spontane und Chaotische eher dem dortigen Lebenszustand entspricht? Zudem entstehe mehr im Kollektiv, weniger unter dominanten Einzelkämpfern

Al Maslakh-Festival
...mit Mazen Kerbaj, Christine Sehnaoui, Axel Dörner, Liz Allbee, Michael Zerang, Raed Yassin, Jassem Hindi, Hans Koch, Sharif Sehnaoui, Christian Wolfarth und Paed Conca

20.2. Espace Noir, St. Imier (mit Gast von Attac Libanon)
21.2. Reitschule, Bern
22.2. Gare Du Nord, Basel
23.2. AMR, Genève
24.2. Rote Fabrik, Zürich

Infos und Programm unter
http://paed.ch/almaslakhfestival2
Weitere Infos:
Blog von Mazen Kerbaj:
http://mazenkerblog.blogspot.com
Anchcar, Gilbert; Warschawski, Michael: «Der 33-Tage-Krieg. Israels Krieg gegen die Hisbollah im Libanon und seine Folgen.»

Die Monatsverlosung

ensuite – kulturmagazin verlost 3 x 2 Tickets für das Meisterkonzert des

ACADEMY OF ST. MARTIN IN THE FIELDS CHAMBER ENSEMBLE

■ Die **Meisterkonzertreihe im Zentrum Paul Klee** ist als reine Kammermusikreihe mit hochkarätigen Solisten konzipiert. Weltstars sind aus nächster Nähe solistisch, im Rezital oder in Kammermusikformation zu erleben. Das **Auditorium Martha Müller** mit seiner hervorragenden Akustik und rund 300 Plätzen bietet hohe Exklusivität und Nähe zum Künstler. Am 27. April 2008 ist das **Chamber Ensemble der Academy of St. Martin in the Fields** zu Gast. Wiener Repertoire aus englischer Hand... Zwei Meisterwerke der Kammermusik, Mozarts Klarinettenquintett und Schuberts berühmtes Oktett, gespielt von den führenden Solisten der Londoner Academy of St. Martin in the Fields versprechen einen Konzertabend, wie man ihn nur selten geniessen kann. **Wir verlosen 3 x 2 Tickets, inkl. Museumsbesuch!**

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden. Einsendeschluss ist der 29. Februar 2008. Pro Teilnehmer gilt nur ein Talon. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite – kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendeschluss ist der 29. Februar 2008

TALON: MEISTERKONZERT IM ZPK

Ich nehme an der Verlosung der 3 x 2 Meistertickets teil:

Herr / Frau _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail _____

Unterschrift _____

BE

Ausschneiden und einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern

ensuite

KULTUR & GESELLSCHAFT

«der sexappeal des jazz wird unterschätzt.»

Interview von Antonio Suárez Varela mit Thomas P. Illes von Radio SwissGroove – Bild: zVg.

■ Die internationale Webradioszene wächst und wächst. Immer mehr Menschen nutzen die neuen Technologien des Musikstream im Internet. Das Schweizer Webradio SwissGroove mischt bei den ganz Grossen mit. Der Internetsender versteht sich als Musikpromotionsplattform und will Ohrenöffner im Radioland sein. Eine umfangreiche Playlist mit Songs aus den Bereichen Jazz, Funk, Soul, World und Nu Grooves bietet dem Musikinteressierten eine grosse Vielfalt an groovigen Sounds, die von vielen herkömmlichen Radiostationen gar nicht mehr gespielt werden. Ein Aktivposten des Pioniersenders ist Thomas P. Illes. Er übernimmt die Funktion des Programmdirektors für Jazz, Funk und World und ist verantwortlich für die Promotion und das Marketing. Ausserdem ist er Jazzpianist, Funk-DJ, Hundetherapeut und Fachjournalist. Das Webradio sieht sich trotz seines Erfolgs immer noch mit vielen Herausforderungen konfrontiert und muss einen Weg suchen, um sich im Beziehungsgeflecht zwischen Vertretern der Musikindustrie, staatlichen Organen und Urheberrechtsverwaltern zu behaupten. Ein Gespräch.

Beschreiben Sie kurz: Was ist Radio SwissGroove?

Wir sind nicht bloss ein Radio, sondern eine Musikpromotionsplattform. Denn ein Radio im herkömmlichen Sinn mit Wortbeiträgen, aktualitätsbezogenen Sendungen, Verkehrsmeldungen und Wetterberichten sind wir nicht. Wir spielen nur Musik und weisen auf Konzerte hin. Wir stellen Musik aus den Bereichen Jazz, Funk, Soul und World vor, die von anderen Radiostationen schlicht ignoriert wird.

Wie kam es eigentlich zu diesem Stilmix von Jazz, Funk, Soul und World?

Unsere erste Motivation war es nicht, ein Radio zu gründen, sondern Musik zu verbreiten. Wir sind Musiker, Musikliebhaber, DJs oder Musikredakteure, die schon immer im Jazz-, Funk- und Soulbereich sowie in der Weltmusik tätig gewesen sind. Die Idee des Gründers von Radio SwissGroove, Patrik Jungo, war es, jene Musik den Leuten zugänglich zu machen, die er selber gerne hörte. Eigentlich dachte er gar nicht, dass es so weit kommen würde. Allmählich stiessen andere Kapazitäten aus diesem Musikbereich dazu. Die Musikgenres waren von Anfang an klar umrissen.

Radio SwissGroove ist über den Internet-Stream weltweit empfangbar, trotzdem führen Sie im Namen das Prädikat «Swiss». Worin drückt sich diese «Swissness» aus?

Zunächst einmal darin, dass der Sitz von SwissGroove in der Schweiz ist, was wir gar nicht verheimlichen wollen. Zum zweiten, wir haben bemerkt, dass der Name SwissGroove sehr gut ankommt. Viele Leute aus dem Ausland fragen sich, ob die Schweiz überhaupt grooven kann, denn sie assoziieren die Schweiz mit Banken, Uhren, Schokolade und dergleichen. Und dann sind sie auf einmal sehr interessiert, denn «Swiss» und «Groove» sind fast schon ein Widerspruch in sich. Wenn ein Deutscher oder ein Engländer den Namen SwissGroove hört, dann fliegen einem als erstes Sympathien zu, denn das Prädikat «Swiss» wird an und für sich als sympathisch empfunden. Doch ob die Schweizer auch grooven können, wollen sie erst einmal auschecken. Der Neugiereffekt ist also da. Und wenn sie dann hören, dass der Sound tatsächlich groovt und nicht nur Schweizer Musik geboten wird, dann merken sie sich den Namen schnell einmal. Zudem wollen wir die Schweizer Konzertszene zunehmend aktiv bewerben und den Gedanken einer Musikpromotionsplattform vor allem im deutschsprachigen Raum, also auch in Deutschland und Österreich, ausbauen. Wir sind zwar weltweit empfangbar, doch was die Szene und den Aufbau einer Community betrifft, können wir nicht überall präsent sein. Das Bekenntnis zur Schweiz als Heimmarkt ist deshalb im Namen verankert.

Seit der Gründung 2003 hat sich SwissGroove eine treue Fangemeinde aufgebaut. Geht der Community-Gedanke von SwissGroove über das World Wide Web hinaus?

Für uns ist es wichtig, dass wir das Web und seine Möglichkeiten quasi nur als Vehikel benutzen, um die Community überhaupt erst stattfinden zu

lassen. Und wenn wir von Musik-Community sprechen, dann ist klar, dass sie nicht bloss im Web stattfindet. Gerade die Konzertszene prosperiert; sie ist ja auch einer der wenigen Zweige der Musikindustrie, in der man noch Geld verdienen kann. Die Leute wollen von Livemusik berührt werden und diese gemeinsam mit Gleichgesinnten kollektiv erleben. Allein durch das Streamen von Musik «aus der heimischen Stube» kommt so was natürlich nicht zustande. Eine webbasierte Plattform kann aber einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung solcher Erlebnisse leisten und vor allem auch neue Zielgruppen erreichen. Wir wollen hinaus zu den Leuten und zeigen, dass auch ein Webradio durchaus Berührungspunkte mit der realen Community, mit Menschen aus Fleisch und Blut bietet. Das ist auch der Grund, weshalb wir mit Konzertveranstaltern zusammenarbeiten und vor Ort in SwissGroove-Uniform auftreten. So stellen wir den Austausch mit Musikinteressierten her.

Was bringt diese Zusammenarbeit mit den Veranstaltern konkret? Handelt es sich hier um eine Win-Win-Situation?

Den Ausdruck «win-win» kann man in diesem Zusammenhang gut verwenden. Uns bringt diese Zusammenarbeit mehr Publizität sowie gesteigerte Seriosität im Auftritt, denn das Problem ist, dass es zehntausende Webradios gibt. Unter dem Begriff Webradio stellt man sich oft vor, dass es von irgendwelchen Studenten betrieben wird, die zum Spass Radio machen. Viele nehmen die Sache noch nicht so ernst. Wenn man aber ein Webradio professionell betreibt, dann tritt man ganz anders auf. Uns bringt es Renommee und mehr Hörer. Und je mehr Hörer wir haben, desto interessanter werden wir als Werbeplattform, auch für die Musikbranche. Zahlreiche Konzertveranstalter der von uns vertretenen Musiksparten führen oft Interpreten im Programm, welche viele Leute gerade auch der jüngeren Generation gar nicht kennen. Etliche dieser Leute würden die Musik dieser Interpreten gerne erleben, doch die Namen der Musiker alleine sagen ihnen oft nicht viel. Und auf welchen Radiosendern hört man heute denn überhaupt noch solche Sounds? Es gibt auch immer weniger CD-Läden, wo einem gesagt werden kann, was in der Szene gerade läuft. Das macht das Internetradio natürlich für solche Veranstalter interessant, denn damit kann nicht nur mit Text, sondern auch mit Ton der Link zum Konzert hergestellt werden. Mit Dienstleistungen dieser Art helfen wir den Veranstaltern zu mehr Konzertbesuchern.

Wie generieren Sie finanzielle Mittel, um das Webradio zu betreiben?

Die Finanzierung von Webradios ist immer noch ein offenes Problem. Es gibt fast keine Webradios, die Geld verdienen. Uns geht es im Moment noch gleich. Wir bekommen von den Medienpartnern kein Geld dafür, dass wir Werbung für sie machen. Besagte Win-Win-Situation bezieht sich auf die gegenseitige Publizität. Zurzeit ist es so, dass wir eigenes Geld ins Projekt hinein stecken, mithin sogar sehr viel Geld. Wir erhalten auch einen gewissen Betrag über jährliche Hörerspenden, was aber bei weitem nicht reicht, um unsere Betriebs- und Arbeitskosten zu decken. Auf lange Sicht ist dies natürlich kein haltbarer Zustand, denn der Betrieb eines Webradios ist sehr viel kosten- und zeitintensiver, als sich das die meisten vorstellen können. Wir müssen also danach trachten, Einnahmen in Form von Werbung, Sponsoring oder auch Kulturförderung zu generieren, weil wir sonst nicht überleben können. Man muss sich im klaren sein, dass es ohne Sponsoring bzw. Kulturförderung die meisten Konzerte, Clubs und Festivals gar nicht gäbe. Warum sollte ausgerechnet eine Institution wie SwissGroove, welche als verlängerter Promotionsarm dieser Konzertveranstalter dient, ohne Sponsoring auskommen? OK, wir sind Idealisten, aber sicher auch Realisten. Uns ist bewusst, dass man nicht einfach die hohle Hand machen und erwarten kann, dass Geld fliesst. Damit dies funktioniert, muss man zuerst den Beweis erbringen, dass man eine Daseinsberechtigung hat und über das Potenzial verfügt, einen «Return of Investment» zu generieren. Hier hatten und haben wir eine klare Strategie. Wir müssen zuerst die Leistung erbringen und beweisen, dass wir auf dem Markt bestehen und für die Musikindustrie einen Nutzen darstellen sowie Wertschöpfung generieren können und renommierte Medienpartner dieses Werbepotenzial anerkennen. Sobald man das erreicht hat, kann man zu den Sponsoren. Ich denke, diesen Beweis haben wir nun mit unserem bald fünfjährigen Bestehen und stetig steigenden Hörerzahlen – momentan stehen wir bei 35'000 täglich – erbracht.

Ist die öffentliche Hand an der Finanzierung beteiligt?

Wenn Sie mit öffentlicher Hand Konzessionsgebühren meinen, nein. Wenn man Gebühren bekommen will, muss man gewisse Auflagen erfüllen. Man muss zum Beispiel einen regionalen Bezug haben und über das regionale Geschehen informieren. Als reines Musikradio machen wir das natürlich nicht. Nochmals zur Swissness: Wir nehmen schon Schweizer Musiker in unsere Playlist auf, wenn sie uns musikalisch überzeugen. Doch wir nehmen sie nicht auf, nur weil sie Schweizer sind. Wir interessieren uns weltweit für Neuerscheinungen aus unseren Genres und wenn darunter auch Schweizer Musiker sind, die etwas Interessantes beisteuern und in unser Musikprogramm passen, dann stellen wir sie gerne vor. Doch aus protektionistischen oder patriotischen Motiven alleine machen wir das nicht. Dieses Konzept steht in diametralem Widerspruch zum Förderprinzip gewisser Vertreter der öffentlichen Hand.

Obwohl Radio SwissGroove stilistisch recht offen ist, ist der Jazz der allgemeine Nenner...

Ich würde eher sagen das «Jazzige». Man muss aufpassen mit dem Begriff Jazz. Das Jazzige trifft es eher, denn da sind auch Fusion-, Funk-, World-, Latin- und Lounge-Stücke dabei. Sogar House kann jazzig sein.

Dann würden Sie sagen, dass keine Konkurrenz zum SRG-Sender Radio Swiss Jazz besteht?

Nein, die besteht nicht. Wenn man Cocktailmusik hören möchte, dann sollte man Radio Swiss Jazz hören. Und ich meine dies jetzt nicht despektierlich. Ich mag Radio Swiss Jazz sehr, die machen einen super Job und ich verdanke diesem Sender viele schöne musikalische Erlebnisse. Doch Radio Swiss Jazz bleibt stilistisch in einem engeren, etwas konservativeren Mainstream-Rahmen als wir. Wir hingegen spielen auch mal ein 15-minütiges Stück von Keith Jarrett oder Joe Zawinul mit einem minutenlangen Schlagzeugsolo. Daher sprechen wir mehr den Musikliebhaber an, der neue Dinge entdecken möchte und stilistisch offener ist. Unser Spektrum ist heterogener. Insofern haben wir zwei völlig verschiedene Konzepte, sind auch in Bezug auf die technische Verbreitung komplementär und deshalb keine Konkurrenten. Im Gegenteil, uns verbindet ein sehr freundschaftliches Verhältnis; wir betreiben einen regen Informationsaustausch.

Wie ist es eigentlich mit dem Jazz? Ist er in den privaten und öffentlichen UKW-Radios der Schweiz untervertreten?

Ich würde sagen, dass Jazz grundsätzlich massiv untervertreten ist in der Gesellschaft (lacht). Aber dies ist ja nur die halbe Wahrheit. Jazz wird sehr oft in der Filmmusik oder Werbung verwendet. In den mehrheitsfähigen Medien hört man sehr oft Jazz. Man darf diese Musik aber nicht Jazz nennen. Sobald man dem Publikum sagt, dass jetzt Jazz kommt, erschrecken die meisten. Wenn Jazz offen deklariert wird, dann ist er untervertreten, sicher auch im Radio. Anders ist es, wenn man Jazz in ein Setting integrieren kann; und darin äussert sich ja auch das Grundkonzept von SwissGroove. Das heisst, man spielt zum Beispiel zwischen einem House- und einem Loungetrack ein Jazzstück, das für sich alleine genommen und mit dem Fingerzeig «Achtung, das ist Jazz!» vermutlich eher auf Widerspruch stossen würde. Wenn man Jazz aber als emotionalen Unterton geschickt in ein Setting integriert, dann gibt es viel mehr Leute, die Jazz mögen, als man gemeinhin denkt. Insofern stimmt es sicherlich, dass Jazz im Radio untervertreten ist. Man muss vielleicht einen Weg finden, wie man Jazz besser promoten kann. Jazz ist beim breiten Publikum also gar nicht so unbeliebt wie viele denken. Für mich ist dies keine neue Erkenntnis, denn ich glaube an die emotionale Botschaft des Jazz. Das Problem beim Jazz ist sein Image. Viele Leute assoziieren Jazz ausschliesslich mit Dixieland oder avantgardistischem Free Jazz. Im allgemeinen Publikumsempfinden ist Jazz deshalb eher problematisch.

Ist das Publikum also in dieser Beziehung zu wenig aufgeklärt?

Ich würde es einmal so sagen: Viele Leute würden eigentlich ganz gerne Jazz hören, obwohl sie meist nicht wissen, dass es Jazz ist. Oft sind sie erstaunt, dass sie gerade ein Jazzstück gehört haben. Und insofern stimmt es schon, dass der Sexappeal des Jazz vom Publikum unterschätzt wird. Und wenn sie diesem Sexappeal nachgeben, wissen

sie meistens gar nicht, dass sie dem Jazz auferlegen sind.

Wollen Sie mit Ihrem Motto «Ohrenöffner im Radioland» da Gegensteuer geben?

Wir wollen nicht mit erhobenem Zeigefinger auftreten oder intellektuelle Exkurse führen. Damit würden wir genau diese Leute nicht erreichen. Wir sind davon überzeugt, dass wir vielmehr mittels einer soundtechnisch geschickt angelegten Playlist den Leuten eben ohne Fingerzeig und Lehrmeistermentalität klar machen können, dass es jazzige Musik gibt, die gefällt. So wecken wir das Interesse einer breiten Hörerschaft. Und da kommt der Vorteil des Internet zum Zug. Auf unserer Website werden immer gleich das Cover sowie weitere Informationen zum gerade gespielten Album eingeblendet bzw. verlinkt. Doch wir wollen unsere Promotionsplattform in Zukunft massiv ausbauen und noch mehr Services anbieten. Wir wollen die Möglichkeit bieten, dass Interessierte an Livekonzerte gehen können von Interpreten, deren Namen und Musik sie bisher noch nicht kannten. Wir glauben, dass es da draussen viele Leute gibt, die von sich behaupten würden, dass sie mit Jazz nichts am Hut haben, die vielleicht auch nicht mehr oft ausgehen, die man aber dazu animieren kann, wenn man ihnen zeigt, dass es doch Musik gibt, die berührt.

Wie läuft die Zusammenarbeit mit den Musikvertrieben? Erhalten Sie alles, was auf Ihrem Wunschzettel steht?

Zum Glück immer öfter. Leider ist es aber so, dass wir unaufgefordert sehr viel Material bekommen, das gar nichts mit SwissGroove zu tun hat. Wir bekommen sogar Volksmusik- und Schlager-CDs. Damit werden wir zum Teil en masse beliefert. Für die Musik, für die wir uns interessieren, gibt es zwei Strategien. Die erste und offensichtlichste Strategie ist der Kauf der Tonträger. Wir geben tatsächlich sehr viel Geld aus, um Musikperlen und Raritäten zu erwerben, die zum Teil vergriffen oder nur auf Vinyl erhältlich sind und Liebhaberpreise erzielen. Die zweite Strategie besteht darin, dass uns die Labelvertriebe bemustern. Inzwischen läuft diese Zusammenarbeit recht gut. Doch es gibt immer noch Kleinstlabels, die einen sehr interessanten Musikkatalog haben, den wir unbedingt in unsere Playlist integrieren wollen, um unserem Anspruch, Ohrenöffner zu sein, auch genügen zu können. Und da muss man sehr hart kämpfen, denn diese Labels verfügen über ein sehr schmales Budget. Wir müssen deshalb immer wieder beweisen, dass wir keine Eintagsfliege sind. Das ist ein Hauptproblem im Webbereich. Die Labels verlieren manchmal den Überblick, weil tausende Webportale heute aufgeschaltet werden, die morgen wieder verschwinden. Die Hauptarbeit besteht darin, SwissGroove bei allen Labels als nachhaltige und professionelle Musikplattform zu etablieren, die es verdient, bemustert zu werden. Bei Labels, die eine Schweizer Vertretung haben, verfügt man über einen Schweizer Ansprechpartner. Doch es gibt relativ viele Labels, die in der Schweiz nicht vertreten werden und ihren Sitz beispielsweise in London, Kanada oder Brasilien haben. Die muss man direkt kontaktieren. Die Labels profitieren schon, das Problem ist die territoriale Abgrenzung der Vertriebslandschaft. Unsere internationalen Hörer erwerben die CDs aber oft im Ausland, was dazu führt, dass deren Einkäufe nicht im Schweizer Umsatz erscheinen. Doch je mehr wir mit der hiesigen Musikszene und lokalen Medienpartnern zusammenarbeiten, umso mehr Verkäufe werden in der Schweiz abgewickelt. Um auf die einfache Frage eine einfache Antwort zu geben: Ja, wir mussten kämpfen, damit man uns ernst nimmt. Doch mittlerweile haben wir gute Hörerzahlen, Medienpartnerschaften und eine bessere Präsenz, was dazu führt, dass uns die Labels problemlos bemustern. Doch die Musikindustrie ist an und für sich in einem problematischen Zustand. Man muss heutzutage mehr kämpfen, um sich zu behaupten.

Die grosse Zeit des Jazz war in den 50er-, die des Soul in den 60er- und die des Funk in den 70er-Jahren. Kann Ihr Musikprogramm unter diesen Umständen noch aktuell sein? Oder anders gefragt: Integrieren Sie auch viele Neuerscheinungen?

Absolut. Wir legen grossen Wert auf beides. Wir wollen aber nicht nur den Neuheiten nachrennen, sondern auch Musik aus den 70er-Jahren präsentieren. Wir machen so genannte Vinyl-Rips, das heisst, wir digitalisieren Schallplatten, die noch gar nicht auf CD erschienen sind. Doch genauso wichtig ist uns auch die aktuelle Szene. Und dieser Teil der Arbeit gibt uns grosse Befriedigung. Im Gegensatz zur Meinung vieler Protagonisten aus der Musikindustrie, ist die Vielfältigkeit und Lebendigkeit der Szene enorm gross. Was momentan in der zeitgenössischen Musikszene veröffentlicht wird, versuchen wir abzudecken. Doch für viele Leute ist es auch interessant herauszufinden, woher diese Sounds kommen. Funk ist ein gutes Beispiel. Viele Hip-Hop-Fans sind sehr erstaunt, wenn sie plötzlich erfahren, woher die Beats ihrer Idole eigentlich herkommen. Sowohl die Roots- als auch die zeitgenössische Musik wird daher von SwissGroove gleichwertig vertreten.

Wie schaffen Sie es, sich vom Mainstream abzugrenzen?

Wenn man sich auf Jazz, Funk und Soul beschränkt, dann befindet man sich stilistisch bereits automatisch abseits des Mainstream (lacht). Oder sehen Sie es etwa anders?

Ich denke bloss an Titel wie beispielsweise «Sex Machine» von James Brown, die ja durchaus einen hohen Bekanntheitsgrad erlangt haben.

Stimmt. Songs wie «Sex Machine», die trotz allem Teil des Mainstream geworden sind, wovon es aber nicht so viele gibt, spielen wir eigentlich nicht. Doch viele Titel müssen wir nicht aus dem Programm werfen. Denn es liegt in der Natur der Sache, dass es Songs aus diesen Genres in der Regel gar nicht in den Mainstream schaffen. Youssou N'Dour landete seinerzeit einen Welthit mit Neneh Cherry, den wir auch nicht mehr abspielen würden. Aber eine Auswahl der restlichen 99,9 Prozent der Weltmusik, die es nicht in den Mainstream schafft, die spielen wir.

Webradio ist immer noch ein Nischenprodukt. Nicht alle sind es gewohnt, Radio über den PC zu hören. Wie sehen Sie die Zukunft des Internetradios?

Da liegt die Krux, denn viele Leute assoziieren Webradio noch immer ausschliesslich mit dem PC und lassen deshalb die Finger davon. Die Hardwareindustrie bietet aber inzwischen etliche Abspielgeräte an, die ganz ohne PC eine drahtlose Verbindung mit dem Internetradio herstellen können. Für den Anwender funktioniert die Technik genauso wie bei einem normalen Radioempfänger. Es gibt auch High End-Musikserver, die unter anderem Internetradios empfangen können und in der Stereoanlage integriert sind. Man kann also die CDs auf die Festplatte übertragen und per Stream abrufen und gleichzeitig Webradio in guter Qualität über die eigene Anlage hören. Wenn wir von der Zukunft des Webradios sprechen, dann muss man einsehen, dass die Hardwareindustrie solche Technologien gar nicht entwickeln würde, wenn sie nicht an die Zukunft des Webradios glauben würde.

Zurzeit wird über die neuen TV- und Radiokonzessionen im Bundesrat entschieden. Ist die Neukonzessionierung etwas, was SwissGroove auch interessiert und verfolgt?

Wir verfolgen diesen Entscheidungsprozess aktiv. Doch wir haben schnell einmal gemerkt, dass man uns nach wie vor als nicht relevant betrachtet. Es gibt zwei Aspekte: Zum einen die Frage, wie man zu Gebühren kommt. Und da wurde uns rasch bewusst, dass wir den Leistungsauftrag, der an die Gebühren gekoppelt ist, nicht erfüllen. Es reicht nicht, bloss Medienpartnerschaften mit regionalen Konzertveranstaltern zu haben. Da sind wir einfach zu international. Wir sind aber trotzdem meldepflichtig beim BAKOM (Bundesamt für Kommunikation), weil wir mehr als 1'000 Hörer gleichzeitig vorweisen können. Irgendwie sind wir also doch relevant, denn wir müssen Gebühren bezahlen an die Musikindustrie, ans IFPI (International Federation of Producers of Phonograms and Videograms) und an die SUISA (Schweizerische Gesellschaft für die Urheberrechte der musikalischen Werke). Doch wir sind irrelevant, sobald es darum geht, einen Teil dieser Gebührengelder zu bekommen.

Es gibt aber den Verein Interessengemeinschaft Schweizer Internetradio (ISI), der Ihre Interessen in der Schweiz vertritt.

Ja, das stimmt. Doch der grosse Knackpunkt ist der, dass die IFPI und die SUISA von uns Gebühren verlangen, obwohl wir keinen Gewinn erzielen und Gratispromotion für die Musikindustrie machen. Eigentlich können wir uns diese Gebühren auch nicht leisten. Wir bezahlen sie aber trotzdem. Das Problem ist nun, dass es die ISI noch gar nicht gab, als SwissGroove vor bald fünf Jahren gegründet wurde. Damals wusste die Musikindustrie noch nicht so recht, wie man Webradios betrachten sollte. Man fragte sich, ob es jetzt Download oder

Piraterie sei. Und dann fing man an zu verhandeln. Zuerst stellte man unmögliche Forderungen, doch irgendwann hat man sich gefunden und einen Pilotvertrag aufgesetzt, der jetzt gilt. Dann gab es aber immer mehr Internetradios, die sich weigerten, diese Beiträge zu zahlen. Zwecks Vertretung unserer Interessen wurde die ISI dann 2005 gegründet. Wir sind dort auch Mitglied, doch bei uns ist die Sachlage insofern anders, als wir die Gebühren bereits bezahlen. Die meisten Internetradios, die bei ISI vertreten sind, zahlen diese Gebühren noch nicht, weil sie kein Präjudiz schaffen wollen. Sie wollen gegen diese Abgaben kämpfen. Wir sind der Meinung, dass es nicht in Ordnung ist, wenn Webradios aktiv und auf eigene Kosten Musikpromotion betreiben und als Dank dafür von der Musikindustrie mit Gebühren abgestraft werden. Rechtlich ist es so, dass wir für die Urheberrechte bezahlen müssen. Aber eben, das geltende Recht wird der neuen Technologie und der neuen Art der Musikpromotion noch gar nicht gerecht. Zurzeit gibt es hier einen grossen Widerspruch. Die ISI will daher die Möglichkeit schaffen, dass wir von diesen Gebühren ganz befreit werden, solange wir keinen Gewinn machen. Wir wären heilfroh, wenn wir von den Gebühren befreit wären, denn die machen einen grossen Anteil unseres Budgets aus.

SwissGroove ist natürlich übers Web weltweit empfangbar. Wie sind Sie international als Webradio positioniert?

Auf der Internetseite von shoutcast.com sind sämtliche Internetradios mit den aktuellen Hörerzahlen aufgelistet. Dort rangieren wir je nach Tageszeit unter zehntausenden von Webradios in allen Genres zwischen Platz 59 und 69. Im Genre Jazz sind wir weltweit auf Platz 4, im Genre Funk sogar an erster Stelle. Es ist schon bemerkenswert, dass ein Radio aus der kleinen Schweiz weltweit eine so gewichtige Position einnimmt. Das erfüllt uns mit grossem Stolz und zeigt uns, dass unsere Bemühungen Früchte tragen und es einen Bedarf gibt für das, was wir tun. Wir sind noch lange nicht am Ende der Fahnenstange angelangt. Das Problem ist nur, dass man mit höheren Betriebskosten bestraft wird, je mehr Hörer man hat. Wir zahlen sehr viel fürs Hosting, denn Serverkapazitäten sind immer noch relativ teuer.

Als Radio SwissGroove gegründet wurde, gab es da eigentlich ein konkretes Vorbild im internationalen Webradioumfeld?

Patrik Jungo, der Gründer von SwissGroove, entdeckte in Finnland ein kleines UKW-Radio, das Groove-Musik spielte und ihn sehr faszinierte. Da dachte er, so etwas wolle er auch machen. Man muss ihn eigentlich als Webradiopionier bezeichnen, denn er war einer der ersten. Er leistete sich einen Server und fing an, ein Musikprogramm zu streamen, zu Beginn noch mit etwa zwei oder drei Hörern. Dann meldete sich ein Amerikaner, der ihm zehn oder fünfzehn Hörerplätze sponserte und das ging dann immer so weiter. Er wollte ursprünglich keinem Webradio nacheifern, denn die Internetradioszene war damals erst im Entstehen begriffen. Der musikalische Leitgedanke stand immer im Vordergrund. Er ist ein gewiefter Tüftler und Perfektionist, der hohen Wert legte auf die Soundqualität und die Datenbitrate. Dadurch hat er sich von Anfang an als wichtigen Player etabliert, in der Schweiz sowieso aber auch weltweit. Nach etwa eineinhalb Jahren stiessen ich und weitere Leute dazu und dann mussten wir uns entscheiden, ob wir das Radio weiterhin hobbymässig betreiben oder ob wir professionell werden wollten. Und dann erarbeiteten wir ein Konzept, mit dem wir das Medium weiterentwickeln und der Musik- und Werbeindustrie einen Mehrwert liefern konnten. Doch unser Hauptfokus richtete sich stets auf den Musikliebhaber. Ein Webradio auf eine ökonomisch tragfähige Basis zu bringen, dafür gab und gibt es eigentlich noch keine Vorbilder.

Wie ist es eigentlich dazu gekommen, dass Sie zu SwissGroove gestossen sind? Sie sind nicht nur mitverantwortlich für die Programmgestaltung, sondern daneben auch Musiker und Journalist...

Das ist eine interessante Geschichte. Lange Zeit wusste ich gar nicht, dass es so etwas wie Webradios überhaupt gibt. Ich wollte, dass die ewige Suche nach einem passenden Sender einmal ein Ende hatte. Also gab ich einmal den Begriff Funk in der Internetsuchmaschine Google ein, sah den Eintrag zu SwissGroove, klickte auf den Link, aktivierte den Player und plötzlich hörte ich Qualitätsmusik. Ich war begeistert. Die Musik gefiel mir wahnsinnig gut. Auf der Internetseite trug ich dann auch sofort einen Kommentar ein und bekam prompt eine Antwort von Patrick Jungo. Er arbeitet schon längere Zeit als Flugbegleiter bei der Swiss. Und ich habe dort auch aushilfsweise eine Zeitlang gearbeitet. Er fragte mich dann: Thomas Illes von der Swiss? Er kannte mich offenbar. Und so haben wir uns kennen gelernt. Ich bin in der Funk-Szene als DJ tätig und lebe abwechselnd in Stockholm und Zürich. Er fragte mich also, ob ich für SwissGroove ein Funk-Special machen wollte. Dann trafen wir uns, und so fing alles an. Ich lernte dann auch Peter Böhi kennen, den jetzigen Präsidenten von SwissGroove, der hauptberuflich Gynäkologe ist und als Smooth Jazz-Papst der Schweiz gilt. Er betreibt ausserdem SmoothVibes.com, eine Website für die Smooth Jazz Community, die besonders in den USA sehr gross ist. Durch ihn habe ich viele Sounds entdeckt, die mir unheimlich gut gefielen. Auch ich habe ihm viele Sounds vorgestellt, die er nicht kannte. Uns eröffnete sich eine völlig neue Welt. Von da an glaubten wir an unser Projekt. Weltweit erging es vielen Hörern genau gleich wie mir. Endlich hört die Suche auf, endlich haben wir einen Sender gefunden, der genau die Grooves bringt, die wir hören wollen. Und das motiviert uns. Es muss noch viel mehr Leute da draussen geben, die uns noch nicht kennen. Doch nicht alle finden uns übers Internet, deshalb gehen wir hinaus zu den Leuten.

Info: www.swissgroove.ch

MUSIK

the parisians – dreckiger libertine rock

Von Tatjana Rüegsegger Bild: T. Rüegsegger

■ You got it babe! Endlich wieder richtiger Rock. Klar, England beschert uns jeden Tag neue Bands, doch irgendwann muss man einfach sagen: GENUG! Alles das Gleiche alles so lahm. Während sich England immer mehr in MADchester zurück verwandelt, holt Frankreich tief Luft und ein rockiger Wind bläst uns ins Gesicht. The Parisians kommen, wie man es hört, aus Frankreich und sie haben vieles zu sagen.

Nun, wie lautet das Motto der Parisians? Die Legende sagt, dass ihr euch nach einem Libertines Konzert zusammengetan habt.

Stevan: Weniger arbeiten um mehr zu trinken! (lacht) Eigentlich hatten sich die Libertines in Paris getroffen, um ihr erstes Album aufzunehmen und da hatten wir das Glück, sie und gleichzeitig uns kennenzulernen. Also die alte Besatzung. Das heisst Xavier und ich, der Rest kam später dazu.

Eure Musik ist sehr gitarrenlastig fast ein wenig «Back to the roots». Was denkt ihr von der heutigen Musikszene und ins besondere der heutigen Rockszene?

Clement: Ausser uns sind alle nur Schrott.

Stevan: Ähm, es werden zwei Interviews. Das Interview mit Clement tippst du bitte separat ab.

Xavier: Wenn du von der heutigen Rockszene sprichst, wen hast du da im Sinn? Tokyo Hotel? Oder was?

Nico: Ich glaube sie meint vor allem englischer und amerikanischer Indie Rock.

RS: Tokyo Hotel machen doch keinen Rock.

Stevan: Stimmt, es ist noch besser! Nein, also ich würde sagen die Szene ist interessant.

In Frankreich gibt's ja jetzt diese Abwandlung von Rock die in Richtung Nu Rave geht. Yelle glaube ich, heisst diejenige die das in Frankreich gestartet hat.

Xavier: Yelle soll Rock sein? In Frankreich haben sie eh keine Ahnung. Sie vermischen alles.

Was denkt ihr eigentlich vom Nu Rave?

Stevan: Es ist cool.

Clement: Es gibt Augenschmerzen.

Stevan: Ich finde es ist ok. Es ist einfach schade, wenn viele Bands solche Musik machen, damit sie im Trend sind. Das ist idiotisch denn der Trend vergeht wieder. Gleichzeitig kannst du nie wissen, welche Band solche Musik macht weil es gerade In ist und welche sie auch sonst machen würde. Ich denke es ist auch wichtig, dass man seinen Stil ändern kann. Rockmusik hat uns schon immer interessiert, darum machen wir sie auch. Wenn sie jetzt nicht gerade modisch wäre würden wir sie auch machen. Jetzt hatten wir einfach Glück, dass wir in dem Augenblick angefangen haben, wo man in Paris auf andere Bands wartete. Bands, die gleiche Attitüden haben wie englische Bands. Das war gerade perfekt. Dann kamen noch Myspace und all die Sachen. Die Jungen müssen nicht mehr CDs kaufen die viel zu teuer sind, sondern können schnell neue Bands kennen lernen. Jetzt weiss ich nicht ob sie englischen oder französischen Rock hören wollen, ich vermute sie mögen beides. Businessmässig funktioniert Französisch besser. Rock auf Englisch zieht in Frankreich noch nicht so, man versteht es nicht. Vielleicht wird sich jetzt so eine Basis formen für Bands die sich durchkämpfen und

ihr Ding durchziehen ohne Major Label. Das wäre eigentlich noch interessant. Wir haben dann angefangen wo sich das langsam änderte. Im Ausland auf jeden Fall. In Frankreich können wir noch lange warten, bis man ohne Major Label klar kommen wird.

Eben, ihr singt ja auf Englisch. Wolltet ihr nicht lieber auf Französisch singen, um grössere Aufmerksamkeit auf euch zu ziehen? Oder schreibt das die Musik vor?

Stevan: Ich mag's einfach nicht auf Französisch. Es interessiert mich nicht. In Amerika und England siehst du diese Bands, die Text und Musik auf dem gleichen Level stellen. Das ist für sie normal. Es ist einfach ein natürlicher Stil. Sobald du etwas auf Französisch singst, steht der Text vor der Musik. Wenn du ein Album aufnimmst wird die Stimme so stark nach vorne gemixt, dass die Melodie nur noch im Hintergrund ist und richtig uninteressant wirkt. Das alles nur damit man versteht was sie sagen. In England ist es ihnen vollkommen egal ob Leute den Text verstehen. Solange sie die Musik mögen. In Frankreich ist es sehr wichtig, was du singst, was du damit sagen willst. Das spürst du vor allem auf der Bühne. Ich könnte nie auf Französisch vor einem Publikum singen. Ich wäre einfach anders. Du verlierst viel Energie.

Xavier: Es ist halt auch poetischer, irgendwie.

Stevan: Naja, poetischer. Zum Teil kann es auch schnell billig wirken. So gezwungen poetisch. Es gibt Leute, die denken sie seien Poeten und schreiben Songs wie «Un jour en France» oder so. Irgendwo muss man aufhören können. Diese Seite «Wir werden die Welt retten» ist einfach ein bisschen zu viel.

Clement: Das werden wir auch tun.

Also euch ist sehr wichtig Indie zu sein. Obwohl Indie jetzt ziemlich kommerzialisiert wird. Was bedeutet das eigentlich genau für euch «Indie» sein?

Clement: Das heisst ganz einfach dass du keinen Swimmingpool hast.

Nico: Keine Minibar

Clement: Keinen Whirlpool, keine Prostituierten, kein Koks.

Stevan: Das ist der zweite Teil. Der Bonus.

Nico: Machen wir eine Bonus DVD daraus.

Stevan: Wie lautete die Frage nochmals?

Die Bedeutung von Indie...

Stevan: Hmmm...

Anfangs war es ja eine Philosophie. Jetzt mutiert es langsam zum Genre.

Stevan: Ich denke, wenn du sagst du bist Indie dann heisst das, du bist generell «Indie» weil du keine anderen Möglichkeiten hast. In Frankreich zumindest. Ich weiss nicht wie es in England und Amerika läuft, ob die da eine gewisse Wahl haben. Meiner Meinung nach würden wenige Bands bei einem kleinen Label bleiben wenn sie die Chance haben zu einem Major zu wechseln. Wir haben im Moment einfach keine andere Wahl. Gleichzeitig ist das auch interessanter. Du hast wenig Geld und du musst alles selber basteln.

Clement: Es ist viel persönlicher.

In dem Fall würdet ihr zu einem Major Label wechseln wenn ihr es könntet? Das Label Rough Trade war ja mal interessiert.

Stevan: Ja, das ist schon eine Weile her. Ein Freund hatte das im Sinn. Nur das Problem ist, wenn du in England unterschreibst musst du auch in England wohnen. Wir könnten nicht einfach so jede Woche nach England fliegen. Darum war es für uns nicht möglich. Dort hätte es wahrscheinlich eh nur geklappt, wenn wir jede Woche Konzerte gemacht hätten und die Leute an unsere Gigs kommen würden. Aber einfach so... es wäre ziemlich schwierig gewesen. Doch eigentlich ist es wichtig, in Frankreich so etwas zu starten. Etwas Neues in die Musikbranche zu bringen. Die Leute können dann sagen, sie hätten etwas Cooles gesehen, was nicht im Fernsehen zuvor angekündigt wurde.

Das heisst zurzeit tourt ihr nur?

Stevan: Wir haben einen Gitarristen kennen gelernt, der auch unsere erste Demo aufgenommen hat. Er hilft uns jetzt viel und wir werden bald mit ihm eine B-Side aufnehmen, die wir zuerst nur auf Itunes und sonst im Internet veröffentlichen werden. Das wäre, um erstmals ein wenig Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen und damit sich die Leute genau anhören können was wir für Musik machen. Nachher sehen wir, wie sich das entwickeln wird. Die Sache ist die: nicht nur wir sind gerade in einer Entwicklungsphase sondern auch die Labels.

Gibt es irgendwelche Bands von denen ihr nicht versteht warum sie so viel Erfolg haben?

Clement: Verraten wir Namen?

Stevan: Das Publikum hört ein wenig alles im Durcheinander. Das ist normal.

Clement: Gleichzeitig fressen sie alles was ihnen von den grossen Plattenfirmen vorgegeben wird.

Stevan: Ja gut. Aber weisst du, manchmal gibt es Sachen, die du im Fernsehen siehst und denkst, es sei eigentlich ziemlich Scheisse und dann hörst du es zehnmal pro Tag im Radio und irgendwann magst du es einfach. Es fliesst in dein Gehirn hinein. So arbeiten sie. Das ist Marketing.

Xavier: In Frankreich sind die Leute nicht sehr neugierig. Wenn du ihnen was gibst, werfen sie sich drauf aber werden nicht nach anderen Bands suchen.

Stevan: Sehr viele Leute sind daran gewohnt. Für sie ist Musik das Fernsehen und das Radio. Ich denke nicht, dass es nur an den Leuten liegt, sondern eher an denen, die das Ganze führen. Wir sind einfach so daran gewohnt, alles serviert zu kriegen, dass wir gar nicht daran denken, es könnte noch was anderes geben. Zum Glück gibt es heute immer mehr junge Leute, die ein wenig interessierter sind. Auf Myspace und anderen Internetseiten kannst du dir eine Band anhören und wenn sie dir gefällt, dann siehst du welche anderen Musiker diese Band beeinflusst hat und lernst nochmals neue Bands kennen. Solche, die du dir früher nie angehört hättest. Die heutigen Jugendlichen sind dazu bereit, alles Mögliche zu hören.

Xavier: Sie werden neugieriger. Die werden auf aufkommende Bands wie uns stossen und sich daran interessieren, wen wir zum Beispiel in unserer Freundesliste haben und schon haben sie ein Dutzend weitere Bands kennengelernt.

Stevan: Gleichzeitig könnte das auch nur ein Trend sein. Leute die eigentlich Rockmusik gar nicht mögen werden sie sich anhören weil sie gerade in ist. Das gibt's in allen Ländern. Bands die gerade erfolgreich sind weil sie trendig sind. Wenn man die richtige Zielgruppe erwischt, kann man sie dazu bringen, jegliche Sachen zu mögen... und... was wollte ich gerade sagen?

Xavier: Keine Ahnung. Ich hab dir nicht zugehört.

Aber die Indieszene wird in Frankreich immer grösser. Ich denke sie interessieren sich wirklich mehr dafür. Letztes Jahr kam ja das Album «Paris Calling» raus, wo unter anderen ihr, les Naast und Plasticine drauf spielen.

Stevan: Ja schon. Doch meiner Meinung nach gab es das echte «indie-movement» in Frankreich nur in den 80ern. Heutzutage ein kleines Label zu gründen ist fast unmöglich. Niemand hat die Zeit noch das Geld dafür. Es gibt immer weniger Leute, die genug Geld besitzen, und solche kleine Labels zu gründen interessiert niemanden weil sie wissen, dass es kein Geld einbringt.

Xavier: Und das mit Naast und Plasticine ist ziemlich einfach. Bei ihnen geht's nur um den Trend. Du nimmst ein paar hübsche Kerle (les Naast) und ein paar hübsche Mädels (Plasticine) und schon hast du eine perfekte Kompilation.

Stevan: Ich unterscheide auch, wie man sich das denken kann, zwischen Bands die auf Französisch singen und solchen, die es nicht tun. Jene die es machen, haben sich sicher auch dabei gedacht, dass es einfacher sei um aufzufallen. Auf eine Art schneller vorwärts kommen. Ich weiss nicht, ob das ehrlich ist. Wieso sie das machen würden weiss ich nicht. Für mich scheint es nicht eine richtige Lösung zu sein. Man will es sich so einfacher machen. Sie denken, dass es Jahre dauern wird bis sie erkannt werden wenn sie auf Englisch singen, also singen sie auf Französisch. Die Typen wollen eine Band gründen und direkt das Olypmia füllen ohne die kleinen Konzerte. Sie haben es lieber, wenn man in Magazinen über sie schreibt und ihr Clip auf MTV läuft. Sie haben eine Rockstar-Attitüde wenn sie Leute treffen. Das ist normal, in Frankreich gab es nie eine echte Rockszene. Sie wissen nicht, was es heisst, zwei Jahre lang einfach nur zu touren bis man dich irgendwo mal auf deine Musik anspricht. Das ist schade. Aber eben, mit ein bisschen Glück wird sich das bald ändern. Und so oder so, die wichtigsten Bands sind jene, die nie Erfolg hatten!

www.mapage.noos.fr/theparisians
www.myspace.com/parisians

Ein Informationsinserat von ensuite - kulturmagazin:

«Bitte keinen Anzeiger Region Bern in diesen Briefkasten»

■ Das Regierungsstatthalteramt, Frau Regula Mader, hat für uns entschieden: **Nach 15 Jahren soll der Kleber «Bitte keinen Anzeiger in diesen Briefkasten!» nicht mehr gültig sein.** Es gibt keinen erklärbaren Grund, warum, die Verantwortlichen geben darauf keine Antwort. Es werden aber Tonnen unnötigen Abfall produziert und wir Briefkasteninhaber müsse es unfreiwillig entsorgen. **Helfen Sie mit, Bern braucht Ihren gesunden Menschenverstand.**

Gegen das Amtsblatt ist nichts einzuwenden, auch nicht gegen dessen Inhalt. Aber **der Anzeiger besteht zu 3/4 aus verkaufter Werbung** - der amtliche Teil ist nicht für alle Menschen gleich relevant. Im Jahr 2008 leben wir in einer überfluteten Informationsgesellschaft. Wer keine Werbung wünscht, sollte respektiert werden. Wer den Anzeiger nicht im Briefkasten will, ist deswegen nicht weniger Informiert - es gibt Alternativen, um sich zu informieren. Unsere Kleber an den Briefkästen waren einfach, praktisch und konsumentenfreundlich.

Der Anzeiger will mehr Werbung gewinnen und die neue Strategie versucht, diese Werbung mit amtlicher Hilfe zu verkaufen!

Darum: Auf der Webseite **www.ensuite.ch** können Sie die offizielle **Verzichtserklärung downloaden** (PDF-File), ausfüllen und in den nächsten Briefkasten werfen. Das ist legal (Vorlage stammt vom Anzeiger selber) - wird aber nicht kommuniziert (weder in der Zeitung noch auf der Anzeiger Webseite).

Das Musikkino

Die Waldstätte – Dampfschiffsymphonie

Regie: Cyrill Schläpfer; CH/2007, DVD, OV, 70 Min.

Zehn Jahre arbeitete der Musiker und Filmemacher Cyrill Schläpfer (Ur-Musig) an seiner Dampfschiffsymphonie: Schiffshörner und Dampfmaschinen der Vierwaldstättersee-Dampfer mutieren im einzigartigen Werk zum Klangkörper, der im Film durch bewegte Fotografien unterlegt wird: «Eine Space Odyssee, eine Irrfahrt, ein Horrorfilm, ein Swiss Darkness Video, eine psychedelische Pracht.» (Albert Kuhn, Weltwoche)

Vorschau März: «Beastie Boys – Awesome; I Fuckin' Shot That»

cinématte restaurant · bar kino

Mittwoch 20. Februar 21.00h
Kino Cinématte
Wasserwerkgasse 7, 3011 Bern
Reservationen: 031 312 45 46 od. www.cinematte.ch
Vorverkauf: Rockaway Beach
Speichergasse 35, 3011 Bern

RIFFRAFF

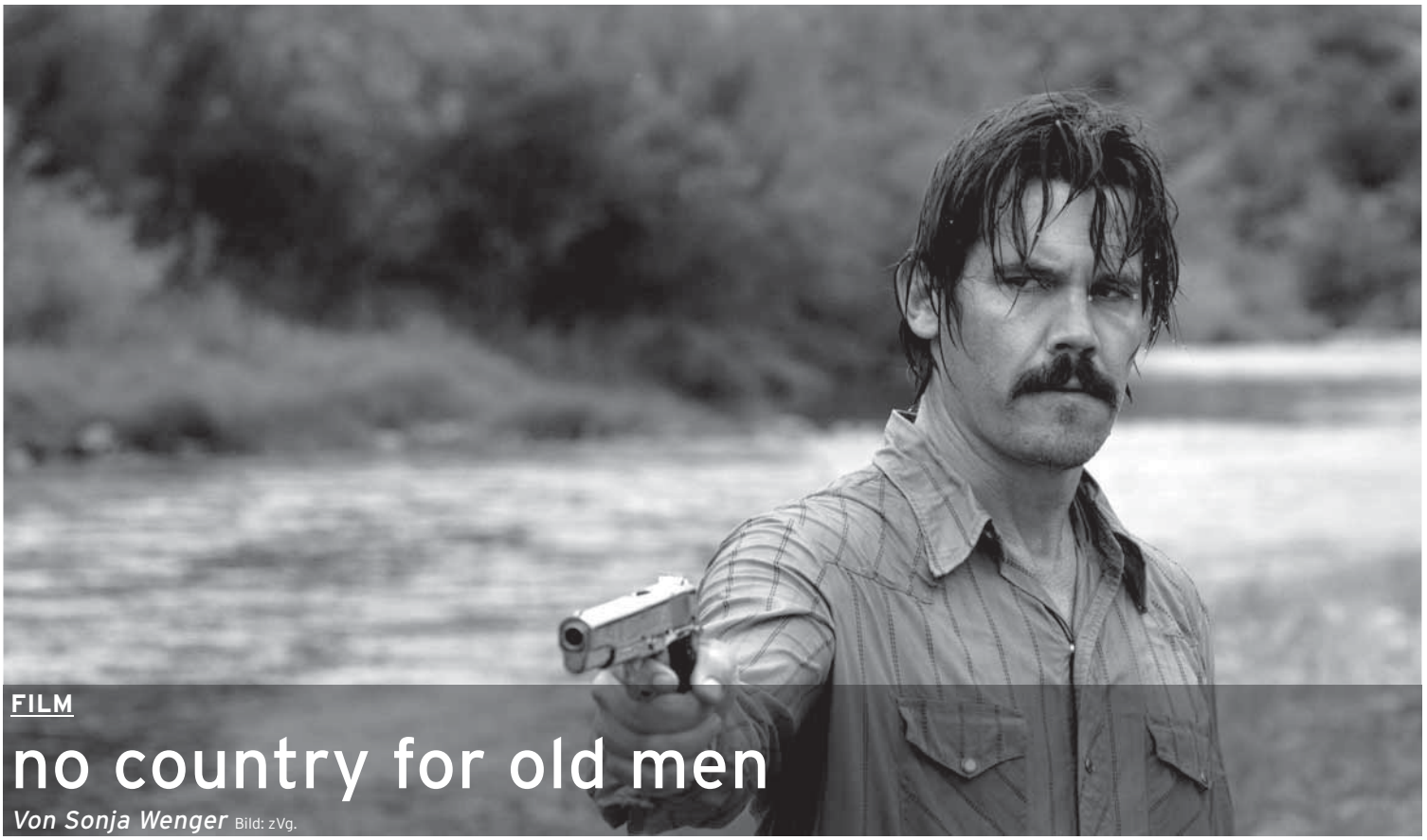
Sonntag 24. Februar 21.00h
Kino Riffraff
Neugasse 57-63, 8005 Zürich
Tickets online www.riffraff.ch
Tel. Kasse 044 444 22 00

BOURBAKI

Mittwoch 27. Februar 20.45h
Kino Bourbaki
Löwenplatz 11, 6004 Luzern
Tickets online www.kinoluzern.ch
Tel. Kasse 041 419 99 99

Konzept, Programmation: Sarah Stähli, Benedikt Sartorius

ensuite



FILM

no country for old men

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Irgendwo in der Nähe der mexikanischen Grenze auf einem Highway verhaftet ein Polizist einen verdächtigen Mann, der nur eine Sauerstoffflasche bei sich trägt. Kaum auf dem einsamen Revier angekommen, befreit sich der Verdächtige und erdrosselt den Polizisten mit seinen Handschellen. Dass der Mann nicht das erste Mal tötet merkt man spätestens dann, als er sich mit der Sauerstoffflasche als Waffe einen neuen Wagen besorgt.

Gleichzeitig ist der Texaner Llewellyn Moss (Josh Brolin) ebenfalls im Grenzgebiet auf der Jagd nach Rehen. Seltsame Spuren führen ihn zu einer Ebene, wo er fünf grossen Wagen und fast ein Dutzend Leichen findet. Es ist die Szene eines Drogendeals, der schief gelaufen ist. Llewellyn findet eine Wagenladung Heroin und einen Koffer mit zwei Millionen Dollar, den er ohne viel zu grübeln mitnimmt. Als er später noch einmal an den Ort des Verbrechens zurückkehrt, stellt sich das allerdings als eine sehr, sehr schlechte Idee heraus.

So weit die Ausgangslage des neuen Films «No country for old men» der Brüder Joel und Ethan Coen. Was folgt ist eine packende Verfolgungsjagd auf Llewellyn, in der nicht nur der psychopathische Killer Anton Chigurh (Javier Bardem) und die mexikanische Drogenmafia hinter ihm her ist, sondern auch der alternde Sheriff Ed Bell (Tommy Lee Jones).

Der Vietnam-Veteran Llewellyn erweist sich indes als ein überraschend zäher Gegner. Er verfrachtet seine Frau Carla Jean (Kelly Macdonald) zu ihrer Mutter, selbst flüchtet er mit dem Geld in die entgegengesetzte Richtung und entkommt nur knapp einigen Angriffen. Chigurh ist auf ihn angesetzt, er ist der Mann mit der Sauerstoffflasche, die ihm zu erstaunlichen Zwecken dient. Er lässt seine Opfer gerne eine Münze um ihr Leben werfen und ist die Verkörperung des absolut Bösen und der Gewalt.

Sheriff Bell wiederum steht für das Gute und Rechtschaffene, jedoch nicht ohne Sinn auch für das Pragmatische. Sein Leben lang hat er versucht, die Welt besser zu machen, statt dessen muss er nun zusehen, wie sie schlimmer wird. In einem immer komplexer werdenden Umfeld versucht er zu verstehen, was all die Gewalt auslöst und bedeutet, die er bei seiner Arbeit sieht, nur um zu dem Schluss zu kommen, dass ihm dies wohl nicht möglich ist.

Die Verfilmung des gleichnamigen Romans aus dem Jahr 2003 von Cormac McCarthy ist grandiose Unterhaltung auf höchstem Niveau. McCarthy gilt als «Shakespeare des US-amerikanischen Westens» und seine Romane handeln oft davon, wie sich die Lebensweise der Menschen unaufhaltsam verändert. Er beklagt, wie der Sinn für Ehre und Anstand immer mehr von den harten Realitäten und der wachsenden Kriminalität verdrängt wird, oder um es mit Sheriff Bells Worten zu sagen: «Es fängt alles damit an, wenn man jemandem sein schlechtes Benehmen durchgehen lässt.»

Die Coen-Brüder teilten sich auch bei «No country for old men» wie meistens die Aufgaben für Regie, Drehbuch und Produktion. Nun haben sie ihren Meisterfilmen «Barton Fink», «Fargo» oder «O Brother, Where art Thou» ein weiteres Werk mit Kultpotenzial hinzugefügt. Sei es wegen der Kameraführung mit ihren grandiosen Aufnahmen der texanischen Wüste, einem Bildschnitt, der das Adrenalin durch die Venen pumpen lässt oder die überraschenden Wendungen in der Erzählstruktur: «No country for old men» ist ein spannender, actiongeladener Thriller, der gleichzeitig viel Raum für Philosophisches und Zwischenmenschliches lässt und trotzdem ohne Ballast auskommt. Es findet sich nicht der Hauch von Glamour oder stupiden Klischees, dafür umso mehr Lebensdynamik und Charakterstudien.

Zwischendurch packt einem gar die schiere Verzweiflung vor der Unausweichlichkeit der Situation, einerseits wegen dem Rattenschwanz aus tödlichen Konsequenzen, die sich Llewellyn durch sein Handeln selbst eingebrockt hat, andererseits wegen der Brutalität der dargestellten Welt, in der es kaum Platz für Hoffnung gibt. Auch mag das etwas abrupte Ende nicht so recht in das kompakte Gesamtbild passen, dennoch bleibt «No country for old men» ein cineastisches Vergnügen.

Neben acht Nominationen für den Oscar wurden der Film und seine Macher bereits international mit Preisen überschüttet. Dafür sorgte mit Sicherheit auch die seltene, aber gelungene Mischung aus subtilem, schwarzem Humor in Verbindung mit einer mysteriösen und aufwühlenden Geschichte sowie einer perfekten Besetzungsliste. «No country for old men» ist der ultimative Actionfilm über die Gier des Menschen und der Beweis dafür, dass man besser seine Finger vom schmutzigen Geld der anderen lassen sollte.

Der Film dauert 122 Minuten und kommt am 28.2. in die Kinos.

FILMTIPP

SWEENEY TODD

■ Oh ja! Einen wirklich fiesen, gar teuflischen Menschen zu spielen macht Spass. Da kann man mal wieder alle Klischees zerstören, die sich in den Jahren angesammelt haben: Weg also mit dem Karibikpiraten Jack Sparrow und her mit dem Schlächter «Sweeney Todd»!

«Vergiss nie und vergib nie» ist das Motto des neuen Films von Regisseur Tim Burton, der Untertitel «Der dämonische Barbier von der Fleet Street» ist Programm. Und das Gespann von Tim Burton, Jonny Depp und Helena Bonham Carter verheisst an sich viel Gutes. Ein Film aus deren Küche verspricht ein düsteres Vergnügen, das ist hinlänglich bekannt.

Die Geschichte von «Sweeney Todd» ist eingebettet in ein absurdes Universum und wird getragen von eindrücklichen schauspielerischen und musikalischen Leistungen. Sweeney Todd, das ist eigentlich Benjamin Barker, ein junger freundlicher Mann, ein begabter Barbier, aber etwas naiv. Der bösartige Richter Turpin (Alan Rickman) hat allerdings ein Auge auf Barkers Glück geworfen. Er stiehlt ihm seine hübsche Frau und die kleine Tochter, Barker selbst landet unter falschen Anschuldigungen in der Verbannung.

Nach vielen Jahren kehrt er zurück, mit einem neuen Namen, aber innerlich tot und voller Hass auf seinen Peiniger. Er quartiert sich in seiner alten Wohnung ein. Die Vermieterin Mrs. Lovett entpuppt sich schnell als ergebene Komplizin bei Todds Rachenplänen. Das erste Opfer von Todds wiedererweckten Rasierklingen ist bald gefunden. Als die beiden eine Methode finden, sich der Leichen auf nutzbringende Art zu entledigen, wird geschlitzt und gespritzt und verwurstet was das Zeug hält. Doch auch ein See aus Blut vermag Sweeney Todds Rachedurst nicht zu stillen, am Ende vernichtet er ihn selbst.

Obwohl «Sweeney Todd» eine anrührende Geschichte über Trauer, Hass und Eigennutz ist, mag weder bei den humorvollen Elementen noch den Gesangseinlagen oder der aussergewöhnlichen Bildersprache wirklich Freude aufkommen. Nach der zehnten durchtrennten Kehle mag man einfach nicht mehr hinsehen. So hinterlässt das verfilmte Musical von Stephen Sondheim kaum mehr als den Geschmack von Eisen im Mund und einen leichten Gruselschauer beim Spaziergang nach Hause. sjw

Der Filme dauert 116 Minuten und kommt am 21.2. in die Kinos. (sjw)

FILM

charlie wilson's war

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Wer hätte das gedacht: Das Ende des Kalten Krieges und der Niedergang der Sowjetunion hatten ihren Anfang in einem Hot Tub in Las Vegas? So zumindest beginnt die Geschichte von «Charlie Wilson's War». Der neue Film von Regisseur Mike Nichols und Drehbuchautor Aaron Sorkin wirft einen Blick auf die Hintergründe der Finanzierung der afghanischen Mudschaheddin in den Achtzigerjahren durch die US-Regierung – und so unglaublich sie klingt, die Geschichte basiert auf Tatsachen.

Für «Charlie Wilson's War» haben sich die drei Hollywood-Grössen Tom Hanks, Julia Roberts und Philipp Seymour Hoffman zusammengetan, um drei real existierenden Ideologen unterschiedlicher Couleur und Überzeugung ein Gesicht zu verleihen: Hanks spielt den ehemaligen demokratischen Abgeordneten Charles Wilson aus Texas mit guten Absichten und einem Hang zu Whiskey und schönen Frauen. Roberts gibt die superreiche Societylady Joanne Herring mit einem Flair für christlich-konservative Werte in der Weltpolitik, und Seymour Hoffman verkörpert den - inzwischen verstorbenen - desillusionierten und doch passionierten CIA-Spion Gust Avrakotos.

Diese drei Personen waren ab 1979 federführend in der Umsetzung der CIA-Operation Zyklon. Wilson war damals Mitglied in einem Komitee, das über die Finanzierung von «geheimen Fördermitteln» des Geheimdienstes entschied. Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Afghanistan 1979 engagierte er sich zunehmend für die afghanischen Mudschaheddin. Aufgrund Wilsons Lobbyarbeit erhöhte sich das Budget für die Freiheitskämpfer bis 1989 von fünf Millionen auf eine Milliarde US-Dollar jährlich. Damit war es für die Mudschaheddin plötzlich möglich, sich die notwendigen Waffen zu beschaffen und ihrem Kampf eine entscheidende Wende zu geben. Da es den USA im noch vorherrschenden Kalten Krieg nicht möglich war, als Geldquelle in Erscheinung zu treten, wurden die Waffengeschäfte grösstenteils über Pakistan abgewickelt, in dem damals General Zia-ul-Haq (Om Puri) an der Macht war.

Dem Regisseur ist es gelungen, aus diesem realpolitischen Hintergrund eine temporeiche, über weite Strecken amüsante Insidergeschichte zu machen. Und es ist ihm anzurechnen, dass zumindest der Versuch spürbar ist, sich von der US-amerikanischen Scheuklappenmentalität zu lösen, wenn es um die Darstellung der eigenen Geschichte geht. Es wird allerdings nur kurz angedeutet, dass sich die USA weigerten, nach dem militärischen Erfolg dann auch präventive Aufbauarbeit zu leisten und beispielsweise Schulen zu finanzieren. Doch die eigentliche Ironie der Geschichte ist, dass die USA mit dieser Operation ihren eigenen zukünftigen Feind aufgerüstet haben.

Viele Fragen bleiben zudem offen, so beispielsweise zu den Hintergründen von Herrings erstaunlichen Beziehungen zu islamischen Staatsoberhäuptern. Der Film ist verhältnismässig kurz, es wäre noch einiges mehr möglich gewesen, besonders da die intelligenten und spritzigen Dialoge zwischen Wilson und Avrakotos oder Zia-ul-Haqs Offizieren viele Informationen auf unterhaltsame Weise transportieren. Dabei ist anzumerken, dass «Charlie Wilson's War» in den USA sogar in einer um fünf Minuten gekürzten Version zu sehen ist.

Obwohl es sich um ein trauriges Kapitel der Weltgeschichte handelt, ist der Film weder allzu düster noch anbiedernd oder gar eindimensional. Eher erschreckend, wenn man bedenkt, was in der Politik mit genug Geld und Beziehungen alles möglich ist. Und selbstverständlich lief die Finanzierung von «Charlies Projekt» ohne Information der Öffentlichkeit - wo kämen wir denn da hin?

Der Film dauert 102 Minuten und kommt am 7.2. in die Kinos.

FILM

schmetterling und taucherglocke

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Stellen Sie sich vor, aus einer tiefen Dunkelheit zu erwachen. Die Augen sind verklebt, Sie können sie kaum öffnen und das Licht blendet schmerzhaft. Mehrere Ärzte und Pflegerinnen mit besorgten Mienen stehen um Ihr Bett und versuchen, kryptische Dinge zu erklären. Man stellt Ihnen Fragen und Sie antworten darauf, doch niemand reagiert. Sie protestieren, schreien nach Aufmerksamkeit und wollen sich aufbäumen, bis Sie realisieren, in Ihrem eigenen Körper gefangen zu sein - nur Sie selbst scheinen Ihre eigene Stimme zu hören.

Mit einer solchen Szene beginnt der Film «Schmetterling und Taucherglocke» von Regisseur Julian Schnabel. Es ist ein atemberaubend gefilmtes, feinfühliges Drama um einen Menschen, der sich nur noch mit kleinsten Mitteln verständigen kann. Der Film ist auch ein klaustrophobisches Erlebnis - und eine wahre Geschichte. Jean-Dominique Bauby war ein erfolgreicher Journalist und Chefredaktor des französischen Magazins «Elle», als er 1995 im Alter von 43 Jahren einen starken Schlaganfall erlitt. Nach zwanzig Tagen im Koma erwachte er. Allerdings waren die für die Bewegung zuständigen Bereiche seines Gehirns so stark beschädigt, dass er mit Ausnahme seines linken Augenlids am ganzen Körper gelähmt war - nur sein Bewusstsein blieb ungetrübt.

In der Medizin wird dieser Zustand «Locked-In-Syndrom» genannt: Wie in einer Taucherglocke ist das erhaltene Bewusstsein des Menschen im Körper eingeschlossen, ohne dass dieser die Möglichkeit hat, sich zu verständigen. Wie in einer kafkaesken Horrorsituation wird der nutzlos gewordene Körper zu einem Anhängsel, die eigene Welt reduziert sich auf Gedanken und vor allem auf Erinnerungen: an die Begegnung mit anderen Menschen, an die Familie, an Genuss oder Gefühle.

Nachdem Bauby den ersten Schock über seinen Zustand überwunden hat, entschliesst er sich, aus seiner Geschichte ein Buch zu machen. Eine aufwändige Therapie ermöglichte es ihm, über ein spezielles Alphabet einzelne Buchstaben zusammenzusetzen. Jedes Wort war für Bauby ein Kampf, jeder fertige Satz ein kleiner Sieg. Drei Tage vor seinem Tod erschien im März 1997 das Buch «Schmetterling und Taucherglocke» und wurde als eine der «aufregendsten und aufsehenerregendsten Neuerscheinungen» gefeiert. Selbst der «grimmigste Skeptiker muss zugeben, dass es sich um ein strahlendes Stück Literatur handelt, von dem die Kraft zur Erschütterung ausgeht.»

Der Verfilmung zehn Jahre später ist es nun vergönnt, einen ähnlichen Begeisterungssturm auszulösen. Schnabel erhielt dafür beim Filmfestival in Cannes 2007 den Preis für die beste Regie. Dem Film wurden zudem zwei Golden Globes verliehen und er ist in vier Kategorien für den Oscar nominiert, unter anderem für die beste Kamera.

In der hervorragenden literarischen Vorlage verbindet Bauby den «nüchternen Blick aus dem Krankenhausalltag» mit einer zutiefst berührenden, streckenweise schmerzhaft melancholischen Liebeserklärung an das Leben und an seine drei Kinder. Gleichzeitig spart er nicht mit Humor und Sarkasmus. Dem französischen Schauspieler Mathieu Amalric ist es gelungen, die Balance zu halten zwischen dem höchstmöglichen Respekt vor dem Original und dem Anspruch, eine ganz eigene Körpersprache zu finden. Almaric wird Ende Jahr im neuen Bondfilm «Quantum of Solace» den Bösewicht spielen, ein grosses Medienecho ist ihm dafür jetzt schon sicher. Doch seine Darstellung von Bauby in «Schmetterling und Taucherglocke» gehört bereits jetzt zum Besten, was das Kinojahr zu bieten hat.

Der Film dauert 112 Minuten und kommt am 28.2. in die Kinos.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Wieder einmal gibt es einen Mauerfall. Doch statt zu feiern, dass der menschenverachtende Grenzwall im Gazastreifen kilometerweit niedergerissen wurde, zelebriert die Welt lieber die weitere Verachtung des Menschen.

So zum Beispiel Mister Strahlemann Tom Cruise. In einem neunminütigen Video auf YouTube (Stichwort: «Tom Cruise - Scientology Rant FULL») ist ein Interview des Hollywoodschauspielers zu sehen, in dem er von Scientology schwärmt. Demzufolge ist man als Scientologe als einziger Mensch in der Lage, bei einem Autounfall zu helfen, denn «du weisst, dass du etwas tun musst, weil du weisst, dass du als einziger weisst, wie du helfen kannst...». Nun denn. Laut einer Umfrage für die «Bild am Sonntag» hält übrigens jeder zweite Deutsche Cruise «für gefährlich».

Als ungefährlich hingegen betrachtet wohl Fussballstar David Beckham seine Sportlerfreunde. Er vertraut ihnen so sehr, dass er seine Frau Victoria jederzeit mit einem Kollegen allein lassen würde, «auch wenn das Spice Girl nackt wäre». Allerdings hat das wohl eher etwas mit Realismus als mit Vertrauen zu tun. Schliesslich lässt sich niemand gerne von einem Knochengestell erstechen - der Tod lauert nämlich überall!

So gibt es nun eine neue Kleider-«Grösse» für die Magersuchtfront: -2 ist die neue 00. Aber das kommt halt davon, wenn man sich nur von «Diätcola, Marlboro Light und Wattebällen ernährt», wie kürzlich in einer «Viva»-Dokumentation über Modells und Stars erwähnt wurde. Auch das US-Filmsternchen Lindsay Lohan musste zwei halbe Tage in die Leichenhalle - allerdings nicht wegen ihrer Magersucht, sondern um sich durch den Anblick von Unfallopfern der Folgen von «Trinken am Steuer» bewusst zu werden. Und einmal mehr ist von Britney Spears ein «erschütterndes Dokument der Einsamkeit und Verzweiflung» aufgetaucht: Vor irgendeinem ihrer vielen Zusammenbrüche habe sie in einem Abschiedsbrief geschrieben: «Vielleicht wäre es besser, wenn ich tot bin.»

Nun, dann hätte sie sich wenigstens nicht mit ansehen müssen, wie der neue «König des RTL-Dschungelcamps» gekrönt wurde, und vor allem weshalb: Er musste vorher nämlich Erdwürmer, lebende Grashüpfer, gekochten Känguru-Anus und Krokodilpenis essen - aber hey, wer den Anblick von «Moderator» Dirk Bach im Hawai-Bodysuit überlebt, den bringt auch sonst nichts mehr um.

cinématte

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 4546

■ **Frances McDormand - die Frau mit dem unverkennbaren Gesicht** Der Durchbruch gelang ihr mit dem Erstling der Coen-Brüder Blood Simple, einer Hommage an den «Film Noir» der 1940er Jahre, die wir als Directors Cut zeigen. In Laurel Canyon versucht McDormand als Plattenproduzentin, einer britischen Band zum Erfolg zu verhelfen. In Robert Altmans Short Cuts gehört sie zu den 22 Menschen, die im Los Angeles der 1990er Jahre um Anerkennung, Wohlstand und ein wenig Liebe kämpfen.

Federico Fellini Die Retrospektive zeigt Fellinis Weg von seinen Anfängen, die noch geprägt waren vom Neo-Realismus, bis zu den surrealen Bildwelten späterer Werke. Im Februar bei uns: **La Città Delle Donne und La Strada.** Weitere Filme in unserem März-Programm.

Sonntag mit Marlene Dietrich Unsere Sonntage mit «Der Dietrich» beenden wir mit **Touch of Evil** und dem Dokumentarfilm **Marlene Dietrich – Her Own Song.**

Zudem: Filmpremiere des dokumentarischen Tanzfilms **Die lange Brücke von Patrick Collaud.** So, 10. Februar 18:00 und 20:00 h.

Valentinstag - Special: Cinérotisches Menu und Carlos Sauras Tango. Do, 14. Februar ab 18:00h. Reservationen unter **www.cinematte.ch.**

Die Musikfilmreihe **Song & Dance Men** zeigt **Die Waldstätte - Dampfschiffsymphonie** von Cyrill Schläpfer. Mi, 20. Februar 21:00 h.

Jazzwerkstatt Bern
Während vier Tagen treffen sich über achtzig MusikerInnen und KomponistInnen aus der jungen europäischen Jazzszene zum gemeinsamen Arbeiten und Experimentieren in der Cinématte. Es spielen über fünfzehn verschiedene Formationen. Täglich gibt es eine Uraufführung einer speziell für die JWS geschriebenen Komposition, welche am jeweiligen Nachmittag öffentlich geprobt wird. Eintritt frei! Do, 21.- So, 24. Februar. Infos und Programm: **www.jazzwerkstatt.ch**

Infos und Programm unter: **www.cinematte.ch**

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05

■ **PURE COOLNESS – BOZ SALKYN** (Von Ernest Abdyjparov, Kirgistan 2006, 95', Kirgisisch/d/f) In den abgelegenen Dörfern in den Bergen des ländlichen Kirgistans existiert ein eigenständiger Brauch: die Entführung der Ehefrauen. Wer es schafft, die Frau eines Anderen zu entführen, darf sie behalten. Das kann mitunter in einem Umfeld, in dem noch einige familiär verkuppelt werden, auch durchaus ganz praktisch sein. Das ist das Thema, das in **PURE COOLNESS** aufscheint, einer ebenso kurligen wie warmherzigen Erzählung über die familiäre Loyalität, Betrug, Verrat und vor allem: über die Liebe.

BERSTEN (Von Michael Fringer, Deutschland 2007, 88', Deutsch) Durch einen Schicksalsschlag verlieren der junge Bauer Leachim (Kenneth Huber), die Ärztin Biela (Sonja Grüntzig) und die allein erziehende Mutter Elena (Doro Müggler) unabhängig voneinander einen ihnen nahe stehenden Menschen. Ihnen gemeinsam ist ihr Unvermögen, den Verlust zu akzeptieren und mit dem Schmerz umzugehen. Was sich schon nach kurzer Zeit bedrohlich auf ihre nächsten Beziehungen auswirkt. Der innere Druck und die Verzweiflung über die eigene Unfähigkeit im Umgang mit dem Erlebten werden immer grösser. Bis sich die Lage gefährlich zuspitzt... **BERSTEN** ist das vielversprechende Erstlingswerk des Schauspielers Michael Finger, der sich bereits als Hauptdarsteller in Filmen wie **UTOPIA BLUES** (2002) oder **HILDES REISE** (2004) einen Namen gemacht hat.

OPERA JAWA (Von Garin Nugroho, Indonesien 2006, 120', Originalversion/d/f) Der indonesische Regisseur Garin Nugroho, der bereits für die Vielfalt seiner erzählerischen Stile und die mutige Bewältigung umstrittener Themen bekannt ist, hat mit dem Film **OPERA JAWA** seinen vielleicht klarsichtigsten Film geschaffen. Der Film feiert traditionelle Formen von Gamelan-Musik, Tanz und Performances und verbindet diese mit zeitgenössischen Gesangs- und Tanzstilen sowie mit Drehorten, die moderne Installationskünstler transformiert haben. Dabei hat er eine neue Form des Musicals ins Leben gerufen, eine «Oper» für das 21. Jahrhundert.

KINO kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99

■ **Kunst und Film: Guy Maddin Der Film Brand Upon the Brain!** des kanadischen Regisseurs aus dem Jahre 2006 ist eine Hommage an die Bildästhetik des Stummfilms. Von den Qualitätsschwankungen über die punktiert-beleuchteten Bildakzentuierungen bis hin zu den Zwischentext-Tafeln. Über seine vorherigen Experimente hat es Maddin gelernt, eine ironische Spannung zwischen Bild und Ton, Schrift und Bild, Montage und Musik herzustellen. Diese entlädt sich im Verlauf des Films und seiner immer surrealer werdenden Erzählung zusehends. Irgendwann starrt man auf die Leinwand und wundert sich, dass man die Schnitt-Kaskaden und Ton-Kakophonie zu ertragen in der Lage ist – so weit schafft es Maddin den Zuschauer zu bringen und noch nach Steigerung zu verlangen. **16. bis 26.2.**

Roberto Rossellini – Kino nach menschlichem Mass Die Reihe über den grossen Meister des Neorealismo geht in die zweite Runde: mit **Stromboli, Europa 51, Viaggio in Italia, Il generale della Rovere** und **India, matri Bhumi. Bis 26.2.**

FilmemacherInnen heute: Best of Bern Wie jedes Jahr präsentiert das Kino Kunstmuseum eine Auswahl von Filmen, die für den Berner Filmpreis 2006 eingereicht bzw. mit einem Preis ausgezeichnet wurden: **Telling Strings** von Anne-Maire Haller, **Trèspassé** von Ausonio de Sousa, **David der Tolhidan** von Mano Khalil und **Frau Mercedes – Alt werden auf dem Autostrich.** Alle Filme in Anwesenheit der RegisseurInnen. **Bis 25.2.**

Filmgeschichte – Eine Geschichte in 50 Filmen Im Februar mit **M – Eine Stadt sucht einen Mörder** von Fritz Lang **(5.2.)** und die Kurzfilme **Soigne ton gauche** von René Clément, **Une partie de campagne** von Jean Renoir und **Zéro de conduite** von Jean Vigo **(19.2.).**

Theater und Film: Much Ado About Nothing zu Shakespeare-Aufführung **Viel Lärm um nichts** im Berner Stadttheater. **10. und 24.2.**

Die genauen Spielzeiten der Filme und weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage **www.kinokunstmuseum.ch**

KINO in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

■ In der ersten Februarwoche sind noch zwei Filme in der Reihe **Globalisierung** zu sehen: Eindrücklich beleuchtet der Film von Florian Opitz, **Der grosse Ausverkauf**, die fatalen Konsequenzen einer Wirtschaftspolitik, in der der Staat sich seiner sozialen Verantwortung immer mehr entzieht. (1.2.)

Soziale Gerechtigkeit im Film in Lateinamerika - von Luis Buñuel zu Paul Leduc Mexiko ist eines der Filmländer mit einer grossen Filmtradition in Lateinamerika. Dazu hat auch Luis Buñuel beigetragen. In Mexiko hatte Buñuel zwanzig Filme realisiert. Das Kino in der Reitschule startet den aktuellen Filmzyklus mit dem 1958/59 entstandenen **Nazarín** (8./9.2). Ebenfalls eine herausragende Persönlichkeit des mexikanischen Films ist Paul Leduc. Bereits 1983/84 realisierte er den Film über Frida Kahlo, **Frida, Naturaleza viva.** Wir zeigen als **Schweizer Kinopremiere** sein neustes Werk, **Cobrador – In god we trust** (28./29.2./1.3). Man könnte diesen Film einen essayistischen Thriller zum Thema Gewalt der Globalisierung – Globalisierung der Gewalt nennen. Heidi Specogna zeigt in **Das kurze Leben des José Antonio Gutierrez** ein Einzelschicksal und zeichnet den Lebensweg eines guatemaltekischen Strassenkindes nach, das als Greencard-Söldner für die USA als erster Soldat im Irakkrieg im sogenannten «friendly fire» fiel und deshalb ebenso als ein Opfer der Globalisierung bezeichnet werden kann (16./22./23.2). Das andere Land im spanischsprachigen Lateinamerika mit einer langen Filmtradition ist Argentinien. Es ist in diesem Programm mit der Komödie **Luna de Avellaneda** von Juan José Campanella vertreten, worin der Kampf der BewohnerInnen der Kleinstadt Avellaneda in Argentinien um ein Quartierzentrum – das vom Abbruch bedroht ist - gezeigt wird (14./15.2.).

UNCUT Warme Filme am Donnerstag zeigt am 7.2. **The Reception** von John G. Young und am 21.2. **Puccini for Beginners** von Maria Muggenti.

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

■ **Foxy Brown:** In diesem Kult-Blaxploitation Film aus den Siebzigerjahren macht die toughe Foxy Brown (Pam Grier) als Callgirl getarnt im Alleingang Jagd auf die Mörder ihres Geliebten, eines Undercover-Drogenfahnders. Die junge Frau verschafft sich Zugang in den Kreis der Drogenbosse ohne zu ahnen, wie weit die Korruption reicht. (Mi 6.2., 20:00 h)

Eine Filmgeschichte in 50 Filmen: Der Protagonist in Fritz Langs **M – Eine Stadt sucht einen Mörder** (D, 1931) ist ein pathologischer Kindermörder. Gejagt wird er nicht nur von der Polizei, sondern auch vom Verbrechersyndikat, dessen Arbeit durch die ständigen Polizeirazzien gestört wird. (Mi 13.2., 20:00 h)

In einem Filmabend zum **poetischen Realismus** gibt es drei Kurzfilme (wieder-) zu entdecken: Jean Vigos erster Spielfilm **Zéro de conduite** (1933) ist eine wütende Attacke gegen die Perversion von Macht und Autorität, angereichert mit fantastischen und surrealen Elementen. Mit **Soigne ton gauche** (1936) erzählt René Clément wie sich ein junger Bauernknecht, nur mit Enthusiasmus und einem Boxlehrbuch ausgestattet, in den aussichtslosen Kampf gegen einen Profiboxer wirft. Jean Renoir inszenierte in **Une partie de campagne** (1944) den Sonntagsausflug einer Pariser Kleinbürgerfamilie in einer wie von Impressionisten skizzierten Landschaft. (Mi 27.2., 20:00 h)

Sortie du labo: In Der Rächer von Davos von H. Brandt und S. Markus (CH, 1924) gerät die heile Bergwelt des Höhenferienorts Davos durch die Machenschaften des Grafen Milesco aus ihrer ruhigen Bahn. Musik: Domenic Landolf. (Mo 18.2., 20:00 h)

CinémAnalyse: Um Vatermord und Inzest geht es in Sophokles' Sage um das unerbittliche Schicksal von König Oedipus. Der Stoff über die Zentralfigur des Thebanischen Sagenkreises inspirierte Schriftsteller und Regisseure in allen Kulturen, so auch den Briten Philip Saville, welcher das Drama mit **Oedipus the King** 1967 verfilmte. (Do 28.2., 20:00 h)

Jeden Sonntag präsentiert das **Lichtspiel** ein **Überraschungsprogramm** mit Filmperlen aus dem hauseigenen Archiv. (So 20:00 h).

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01

■ **20 Jahre trigon-film** trigon-film ist es zu verdanken, dass seit zwanzig Jahren auch Bilder des Ostens und des Südens auf schweizerischen Kinoleinwänden erscheinen. Anfangs der 80er-Jahre kamen bis zu 90% der Filme aus den USA und Westeuropa. Nach der Gründung von trigon im Jahre 1988 hat sich dieses Bild nachhaltig geändert. Bis heute hat der Verleih über 200 Filme aus der anderen Welt in die Kinos gebracht und andere Schweizer Filmverleiher und das Publikum dazu angespornt, den Blick für dieses Kino zu schärfen. trigon-film steht für ein Kino der aufrichtigen, eigenständigen Bilder, für nicht gewinnorientiertes Kino, für Filme, welche «die Vielfalt und den kulturellen Reichtum dieses Planeten sichtbar machen».

Das Filmpodium zeigt eine kleine Auswahl aus einem reichhaltigen Sortiment: **Le silence du palais**, Mufida Tlatli, Tunesien (1./4.2), **No te mueras sin decirme adónde vas**, Eliseo Subiela, Argentinien (8./9.2.), **West Beyrouth**, Ziad Doueiri, Libanon (10./11.2.), **Yi Yi**, Edward Yang, Taiwan (15./16.2), **Historias Mínimas**, Carlos Sorín, Argentinien (17./18.2.), **The Twilight Samurai**, Yoji Yamada, Japan (22./23.2.), **Whisky**, Pablo Stoll, Uruguay (24./25.2.)

Cinéart (2./3.2.) Filme über KünstlerInnen sind am kleinen cinéart-Festival zu sehen, das das Filmpodium zusammen mit dem Kunstverein Biel veranstaltet. Porträtiert werden der Schriftsteller Aragon und der Maler Matisse in Dindos Film **Aragon: le roman de Matisse,** Paul Klee in **Die Tunisreise** von Bruno Moll und Schang Hutter im Film von Ivo Kummer. Von Emmanuelle Antille, bildende Künstlerin, Video- und Filmschaffende zeigen wir **Rollow**, einen Film zwischen Traum und Wirklichkeit, Kindheit und Erwachsenwerden. Ivo Kummer, Schang Hutter und Emmanuelle Antille sind am 3. Februar anwesend.

STADTLÄUFER

Von Andy Limacher

Nr. 39 Bollizei. Sie müssen wissen, dass ich nicht grundsätzlich Anti-Anti-WEF bin. Ich bin meistens aber auch nicht Anti-WEF genug, um in dieses Katz- und Mausspiel zwischen Chaoten und – entschuldigen Sie den Ausdruck – Bullen geraten zu wollen.

Am 19. Januar war ich zunächst Anti-Anti, weil ich eigentlich nur schnell meine Sommerferien hatte buchen wollen. Nach zwei Ausweiskontrollen innerhalb einer knappen Stunde änderte sich dies allerdings.

So stand ich also kurz nach drei für diese Kolumne doch noch auf dem Waisenhausplatz. Zu Beginn war ich angesichts der Hundertschaften von Polizisten ziemlich eingeschüchtert – nach einer Weile allerdings glaubte ich, das Ganze sei nur eine überdimensionale Inszenierung.

Zum einen war da die Verhaftung von Giovanni Schumacher, die inmitten des Gewusels von Journalisten ziemlich lächerlich wirkte, aber eine Win-Win-Situation für alle Beteiligten bot: Fashion durfte über die bösen Politiker in Davos lästern und die Politiker in Bern freuten sich über den gelungenen Polizeieinsatz im Wahljahr.
Zum anderen umschlossen gegen sechzehn Uhr unzählige Polizisten in Vollmontur eine Gruppe Demonstranten. Anschliessend bewegte sich dieses Knäuel von den Marktständen im Gänseschritt Richtung Kaserne, unter der lautstarken Anleitung von Vorgesetzten: «Zumachen, eine halbe Armeslänge!» Oder: «Blick gerade, jaaa, so ist es gut!» Das kann doch nie im Leben der Ernstfall gewesen sein.

Am späten Nachmittag sass ich in meiner Stammkneipe, die sich zwar nicht politisch, aber zumindest kulturell im Rahmen der Tour de Lorraine an den Protesten beteiligte. Und da hatte ich den Beweis für meine Theorie, dass alle unter einer Decke stecken: Zwei Polizisten fragten an der Bar, ob sie hier wohl kurz pinkeln dürften.

www.ensuite.ch
Wissen was im nächsten Monat läuft.
Ein Abo macht Sinn.

FILM

solothurner filmtage 2008

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Die Solothurner Filmtage sind Kult. Einmal im Jahr treffen hier Filmbranche und Filmfans aufeinander: Man steht sich um einen Platz im Restaurant Kreuz oder im Kino gegenseitig auf den Füssen, junge wie alte Filmemacher geben von Herzen gerne Auskunft über ihre Projekte und bekannte Gesichter aus Film und Fernsehen schlendern durch die Strassen.

In Solothurn kann man Geschäftsbeziehungen knüpfen, Projekte anreissen oder einfach nur Filme schauen bis zum Abwinken. Und die Filmtage bieten wie jedes Jahr einen bunten Mix aus unterhaltsamen Kino- und Fernsehfilmen, mal mit mehr, mal mit weniger Niveau: So gab es einmal mehr witzige oder einfach nur kurzweilige, experimentelle oder manchmal sehr mutige, aber auch langweilige oder gar unverständliche Kurz- Dok- und Langspielfilme zu sehen.

Dieses Jahr sind die 43. Solothurner Filmtage allerdings etwas weniger aufgeregt als auch schon über die Leinwand gegangen. Das liegt zum einen wohl daran, dass sich die Schweizer Filmbranche langsam wieder beruhigt, nachdem die vergangen beiden Jahre stark von den Auseinandersetzungen um die neuen Richtlinien des Bundesamts für Kultur bezüglich der Filmförderung geprägt waren. Zum anderen auch durch das Fehlen von wirklich zackigen und knackigen Filmen, Kontroversen oder Stars. Es war mehr handfest als glamourös, mehr besinnlich denn aufwühlend, und schlussendlich will niemand dem andern zu stark ans Leder, schliesslich ist die Branche zu klein, als dass man sich hier Feinde leisten könnte.

Die Podiumsdiskussionen waren wie jedes Jahr ermüdend, die Retrospektive (zu den Filmen von Walo Lüönd) wie jedes Jahr ein besonderes Zückerchen, und der «Prix du Public» eine Überraschung: Das Publikum hatte die Gelegenheit, unter den zehn Filmen des Abendprogramms seinen Favoriten zu wählen und vergab den Preis an Sabine Boss' «Das Geheimnis von Murk». In der amüsanten Komödie fällt das Dorf Murk der Gier anheim, weil die Bevölkerung das grosse Geschäft wittert, als eines Morgens geheimnisvolle Kornkreise entdeckt werden - sehr zum Leidwesen der Besitzer des Feldes.

Schweizer Filmpreis
Dieses Jahr ging der Schweizer «Oscar» in Form eines goldenen Quartz an diese Filme:
Bester Spielfilm: «Der Freund»; Bester Dokumentarfilm: «Heimatklänge»; Bester Kurfilm: «Auf der Strecke»; Bestes Drehbuch: «bersten»; Beste Darstellerin: Sabine Timoteo für ihre Rolle in «Nebenwirkungen»; Bester Darsteller: Bruno Cathomas für seine Rolle in «Chicken mexicaine»; Bestes schauspielerisches Nachwuchstalent: Philippe Gerber für seine Rolle in «Der Freund»; und der Spezialpreis der Jury ging an die Musik aus dem Film «Breakout».

Ab 2009 wird dann der Rahmen der Veranstaltung des Schweizer Filmpreises «neu gestaltet» wie Festivalpräsident Ivo Kummer in seiner Eröffnungsrede sagte. Eine neu gegründete Filmacademy unter der Präsidentschaft von Fredi Murer wird an den nächsten Filmtagen in Solothurn die Nominierungen bekannt geben. Die Zeremonie selbst werde dann rund «sechs Wochen später als TV-Gala an einem noch zu bestimmenden Ort» stattfinden.

Animation
Am traditionelle Trickfilmnachmittag am Donnerstag zeigte sich weniger Neues als noch in den Vorjahren. Die Tatsache, dass sich bei vielen Schweizer Trickfilmen aus der Produktionsküche der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Luzern die Namen im Abspann nur in ihrer Funktion abwechseln, führt zu immer ähnlicheren Filmen. Trotz einiger recht witzigen oder stimmigen Geschichten fehlte den meisten aber der Mut, mit Sehkonventionen oder Erwartungshaltungen zu brechen. Der Publikumspreis ging an Claudia Röthlins «What's Next», der Nachwuchspreis an Dustin Rees für «The Bellringer».

BÜHNE / LITERATUR

simon chen: «poetry slams sind die ideale plattform, um neues auszuprobieren»

Interview von Sabine Gysi Bild: Michael Glünz

■ Seine flammenden Reden auf Zürichs Slambühnen lassen uns seit einiger Zeit aufhorchen. Dabei fand der ausgebildete Schauspieler Simon Chen erst im Sommer '05 zur Slam Poetry, als er sich spontan für einen Slam im Seebad Enge anmeldete. Seitdem ist er in der Slamszene präsent, arbeitet unter anderem fürs Radio und als Auftragstexter und Performer für diverse Anlässe. Mit Slam Poetry-Vorträgen und Workshops ist er auch an Schulen tätig.

Bei einem Poetry Slam, den ich im November besuchte, sprachst Du über ein damals topaktuelles Thema, Dignitas. Manche Slampoeten treten mit perfekt geschliffenen, älteren Texten auf. Du scheinst Dich bewusst zu entscheiden, dieses Perfekte zugunsten der Aktualität zu opfern.

Ich schreibe gern zu aktuellen Themen oder direkt auf einen Anlass bezogen. Trotzdem geht das nicht von einem Tag auf den andern; eine gewisse Vorlaufzeit brauche ich. Aber auch ich habe Texte, die sehr ausgeklügelt ausgearbeitet sind. Poetry Slams sollten eine Plattform sein, um immer wieder neue Texte und verschiedenste Textformen auszuprobieren.

Ich behaupte, dass Slam Poetry oder Spoken Word hauptsächlich für die Präsentation und nicht fürs Papier festgehalten werden sollte. Bloss Geschriebenes vorzutragen ist noch lange kein Spoken Word.

Klar, beim Spoken Word ist der Vortrag genauso wichtig wie der Text. Das meiste, was ich auf Papier bringe, ist dazu da, vorgetragen zu werden. Allerdings denke ich beim Schreiben nicht dauernd ans Vortragen. Ein Publikum habe ich nur dann vor Augen, wenn es sich um Texte handelt, die dieses Publikum explizit ansprechen, wie eine Rede. Die Geschichten von Pedro Lenz beispielsweise funktionieren auch gelesen sehr gut; trotzdem gewinnen sie durch seinen Vortrag, auch wenn er nicht viel mehr macht, als ans Mikrofon geklammert von seinen Kärtchen abzulesen. Die Performance lebt eben vor allem von der Persönlichkeit und der Bühnenpräsenz.

Es ist fast unmöglich, die Essenz der Slam Poetry in Worte zu fassen. Manchmal meint man Gesetzmässigkeiten zu erkennen, aber es gibt immer wieder erstaunliche Ausnahmen. Ich probiere sehr viel aus; mache auch manchmal das Gegenteil von dem, was sich für gute Slam Poetry empfiehlt. Das Wichtigste ist, dass man Kontakt zum Publikum hat. Viele Slampoeten tragen deshalb auswendig vor. Ich nicht; aber ich achte darauf, dass ich nicht einfach in mein Blatt hineinrede, sondern die Zuschauer immer direkt anspreche. Das hat nicht nur mit Blickkontakt zu tun, sondern auch mit einer inneren Einstellung und mit Pausen.

Wie weit kommt ein Slampoet seinem Publikum entgegen?

Das ist immer eine Gratwanderung. Slam Poetry ist in erster Linie Unterhaltung. Aber ab wann ist es einschmeichelnd? Meine Texte sind immer witzig, aber nicht unbedingt einfach; mein Humor oftmals tiefsinnig bzw. abgründig. Ich lote auch gewisse Grenzen aus, manchmal selbst mit gemischten Gefühlen.

Die Attitüde eines Auftretenden spielt eine grosse Rolle, aber auch das Image, das er sich erarbeitet hat. Bei jemandem, der einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat, hat sein Agieren – selbst kleinste Regungen – automatisch mehr Wirkung auf das Publikum. Nehmen wir den Seriensieger Gabriel Vetter: Da reicht manchmal ein Huster und das Publikum lacht.

Du bist letztes Jahr an der «Bookparade» zum UNESCO-Welttag des Buches aufgetreten. Dieser Anlass setzte sich dafür ein, dass das Lesen wieder populärer wird. Kann Slam Poetry tatsächlich bewirken, dass auch Junge wieder vermehrt zu Büchern greifen?

Slam Poetry kann Jugendliche durchaus dazu animieren, sich vermehrt mit dem sprachlichen Ausdruck zu befassen. Man kann von diesen Dichterschlachten halten was man will, aber der Wettbewerbscharakter wie bei «Music Star» ist gerade für Jugendliche ein zusätzlicher Reiz. Wenn man diese Wettkampf-Stimmung mit Literatur kombinieren kann, umso besser; damit lässt sich die Scheu vor dem Anspruchsvollen an der Literatur abbauen.

Die U-20 Slamszene ist sehr lebendig. Aber bei Workshops in Sekundarschulen habe ich bemerkt, dass sich in einer Klasse letztlich nur eine kleine Minderheit aktiv für Sprache interessiert. Es ist im Allgemeinen erschreckend wenig Phantasie und Lust am Fabulieren da. Die Schüler sind stark ans Konsumieren gewöhnt, statt selber kreativ zu werden. Musik zu machen fällt ihnen wohl leichter, weil sie da nicht von der Sprache abhängig sind.

Simon Chen ist im Februar an diversen Poetry Slams zu sehen und zu hören, darunter am Spoken Word und Poetry Slam Abend im 3Eidgenossen in Appenzell (15.2.) und im Luzernischen Théâtre La Fourmi (21.2.).

Literaturblog zum Welttag des Buches 2008

Seit wenigen Tagen bloggen sieben bekannte Schweizer Schreibende, darunter Simon Chen, täglich im «Literaturblog», der im Vorfeld des nächsten UNESCO-Welttag des Buches aufgeschaltet wurde. Am **23. April** werden sie am «Lesefest» im Neumarkt auftreten und mit dem Publikum diskutieren.

Bookparade/Welttag des Buches Schweiz:
www.bookparade.ch
Literaturblog beim Tages-Anzeiger:
www.tagesanzeiger.ch/literaturblog

FILOSOFENECKE

Von Alther&Zingg

«GLÜCK IST DAS ANDAUERNDE FORTSCHREITEN VON EINER BEGIERDE ZUR ANDEREN.»

Thomas Hobbes 1658

■ Wie gesagt. Und lassen wir keinen Zweifel aufkommen: Das Glück ist in der Auseinandersetzung mit dem Unglück. Anders gesagt: Das Glück ist unsere Vorstellung vom Glück. Unsere Lust auf gut Glück. Glück ist das gute Glück und ist das ewige Glück. Denn alle Lust will Ewigkeit. Unglück ist das Scheitern unserer Lust an der Konvention. Glück ist im Jenseits und hienieden verletzlich wie das Unglück. Zum Glück führt die Einsicht in die Zusammenhänge von diesem & jenem, ganz selten in alles Wissen, was das pure Unglück. Glück ist die Selbständigkeit, unabhängig von der Suche nach dem Glück. Ich bin mir das Glück. Konkret: Sind Sie glücklich? Da haben Sie aber Glück gehabt. Glück ist das ganze Glück und sonst ist es nichts. Glück ist der kleine Teil, den wir für das Ganze halten. Glück ist, das zu wollen, was für uns erreichbar ist. Unglück, wenn die Tugend nicht zum Glück führt: Mein Glück ist für die anderen und wehe, sie merken es nicht. Glück ist das leise Glück im Verzicht auf das Glück. Es gibt nur lautes Unglück. Hans im Unglück hat sich im Stillen für glücklich gehalten. Glück ist das Vergnügen am Unglück. Glück kommt zur Unzeit und immer zu spät. Das befreit das Unglück nicht von der Hoffnung auf das Glück. In der Erfüllung der Pflicht ist das ganze Glück. Konkret: Glück ist das zufällige Glück. Geküsst auf den Mund im Moment und im Unglück auf Dauer verpflichtet. Glück ist das machbare Glück gleissend vom Schmied geschmiedet. Der Berfusstand stirbt aus. Glück ist in der Erkenntnis der Wahrheit. Ist im Vollzug des göttlichen Willens. Ist die Verwirklichung seiner selbst. Glück ist nur das körperliche Glück. Ist nur das geistige Glück. Im Widerspruch ist das Unglück und nichts ist ohne Widerspruch. Wie gesagt. Glück ist die Liebe zu sich selbst und die Fürsorge um die anderen. Glück ist das geschenkte Glück. Ohne Fleiss kein Preis. Umsonst ist nur das Unglück. Und schon ganz wenig Glück kann viel Unglück bescheren. Lassen wir keinen Zweifel aufkommen: So ist das Glück. Genau so.

Verbringen Sie im Gespräch mit Alther & Zingg am Mittwoch, 27. Februar 2008, im Tonus Musiklabor an der Kramgasse 10, ab 19.15 Uhr einen glücklichen Abend.

LITERATUR

gedichte! literaturfeste! lesebühnen!

Von Christoph Simon

■ Radrundfahrtenfans bietet 2008 Radrundfahrten, die ohne Doping und also bleierner als in den Jahren zuvor vonstatten gehen. G8-Gipfeldemonstranten bietet 2008 ein Hokkaido, noch abgeriegelter als Heiligendamm. Literaturneugierige immerhin haben allen Grund, sich auf 2008 zu freuen:

Ab Februar findet im Kulturraum ONO in Bern eine monatliche, offene Lesebühne statt. Autorinnen und Autoren, ob schon verlegt oder noch verlegen, betreten die Bühne und präsentieren ihre Texte im Lesesessel einer diskussionsbereiten Öffentlichkeit. Im März erscheinen die lang ersehnten neuen Romane von Katharina Faber und Kaspar Schnetzler: «Fremde Signale» und «Das Gute». Lukas Bärfuss legt seinen ersten Roman vor – «Hundert Tage», die Geschichte um einen Schweizer Entwicklungshelfer in Ruanda 1994. Im Juni erscheint Band I der Werkausgabe Wolfgang Hilbigs. Ein Band, der all seine wundervollen Gedichte versammelt – als sie noch jung waren die winde / war ich verworren / und blind und taub / für ihren gesang ...

Eine Anzahl in Würde gealterter oder mit Enthusiasmus erneuerter Literaturfestivals macht aus introvertierten Lesenden introvertierte Zuhörende. Im Literaturkalender 2008 vorzumerken sind: Das Literaturfestival in Thun (März), die Solothurner Literaturtage (Mai), der Leselenz in Hausach im Schwarzwald (Juni), das Literaturfestival in Leukerbad (Juli), das Festival Sprachsalz in Hall in Tirol (September) und das Literaturfestival in Basel (Herbst). Wie vor zwei Jahren wird Bern im August ein Literaturfest beheimaten, mit Bühnen an pittoresken Schauplätzen in und um die Bundesstadt, mit unerhörten Stimmen aus dem weitverzweigten deutschen Sprachraum.

Wenigstens eine Erfreulichkeit zeitigt die UEFA-Meisterschaft bestimmt: Eine Anthologie österreichischer und schweizerischer Texte rund um Fussball, zu erwarten im März vom Herausgeber Michael Stiller, der letztes Jahr mit den Nachbarschaftlichen Betrachtungen bereits eine österreichisch-schweizerische Anthologie den Alphabeten dieser Welt zur Unterhaltung und Erbauung überantwortet hat.

Was also anderes tun denn lesen und Literaturfestivals besuchen im Jahre des Herrn Zweitausendundacht? Einander aufheitern. Die Kontinente zusammenschieben. Wirtshäuser von der Mehrwertsteuer befreien. Kinderkrippen und botanische Gärten einrichten. Kohlenstoffdioxidabgaben abgeben. Den Abfall trennen, die Wale vermehren. Gnadenlos gut sein. Und wem das nicht der Aufgaben genug sind, kaufe 08 die Bücher, die 07 vor lauter Rogerfedererspielberichterstattung und Bundesratswahlberichterstattung in den Buchhandlungen liegen geblieben sind – Gerhard Jaschkes «Anfänge – Zustände» etwa, oder Rolf Hermanns Lyrik-Erstling «Hommage an das Rückenschwimmen in der Nähe von Chicago und anders-wo».

schreinerei joinery ébénisterie נגריה ورشة للنجارة

Sie haben die Idee und ich setze sie um.
Formschöne Möbel aus meiner Werkstatt für ihr Zuhause.

ix.pi.ch

Möbel und Ausstellungskonstruktion

Almuth Lahmann
Jurastrasse 27a 3013 Bern
031 331 18 86

GASTRONOMIE

eine «blinde insel» in bern

Von Katja Zellweger

■ Keine Angst, hier handelt es sich weder um ein Casting für das «Insel-Camp», einen Selbstfindungs- Workshop von Detlef D! Soost noch um eine schockierende Nachricht von einem Stromausfall im Inselspital.

Bringen wir Licht und Erkenntnis in diese verwirrende Einleitung: Wie schon voriges Jahr, und einige davor, findet auch dieses Jahr die «Blinde Insel» ihren Weg nach Bern, um uns im Dunkeln tappen zu lassen. Ein Restaurant-Zelt, das überraschende Geschmacksmomente verspricht und Dunkelheit schwärzer als in einem Kuhbauch präsentiert.

Während gut einem Monat bekochen uns Profis von namhaften Restaurantbetrieben aus Bern und Umgebung. Bedient werden wir von blinden und sehbehinderten Menschen wie auch von Schülern der Blindenschule Zollikofen. Das Projekt der «Grossen Halle» und dem schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverein integriert zudem arbeitslose Jugendliche, die im finstern Ess-Zelt eine Aufgabe finden.

Ein Rollentausch im grossen und genussvollen Rahmen, der nebst dem Essen vielleicht auch zu mehr Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft gegenüber blinden Menschen führen kann. Die «Blinde Insel» ermöglicht das Eintauchen in eine uns so fremde Welt, in der das Auge einmal nicht mitisst. Wir bekommen «Einblick» in eine andere Lebensweise, da nicht «sehen und gesehen werden» massgebend sind, sondern unsere anderen vier Sinne vollumfänglich ausgereizt werden sollen. Vegi oder nicht Vegi ist die einzige Entscheidung, die im Hellen gewälzt werden kann. Die Zutaten offenbaren sich den Kennern nur im Dunkeln. Hierbei haben wir es mit einem anspruchsvollen Projekt zu tun, das Hör-, Tast-, Geruchs- und Geschmackssinn wie auch Treffsicherheit fordert, um in völliger Dunkelheit genüsslich speisen zu können.

Die letzten Male schon erfolgreich, hoffen die Organisatoren dieses Jahr auf noch mehr Besucher, die sich das andersartige Speiseerlebnis nicht entgehen lassen wollen.

Kleiner Ansporn gefällig? Essen im Dunkeln hat nämlich auch seine Vorteile: Keiner sieht und verurteilt wenn der Spinat wieder einmal an den Rand geschoben wird, keiner merkt dass du geschmatzt hast und nicht der Tischnachbar. Auch der peinliche Cappucino-Schaum-Schnauz oder das obligate Chrütli zwischen den Zähnen bleiben in der Dunkelheit verborgen. Rätseln was und ob sich etwas auf der Gabel befindet, wo man doch gleich das Glas abgestellt hat, wie nachgeschenkt wird und wie bezahlt werden soll - alles kleine Alltagsprobleme, die in der «Blinden Insel» schnell zum elementaren Tischgespräch mutieren können. Noch nicht genug der Appetizer? Das Menu verspricht so einiges an Abwechslung. Feurig-dampfende herzhafte biologische Kost in Form eines 3-Gängers oder auch Drinks an der Bar verlocken zum Besuch.

«Blind Date auf die andere» liegt stark im Trend; Zürich und Basel wie auch die Expo 02 haben es gewagt, mit der Folge, dass sogar schon die Russen ihr eigenes Darkroom Restaurant in Moskau eröffnet haben. Ein integratives und innovatives Projekt wie die «Blinde Insel» sollte doch Interesse für eine längerfristige Einrichtung wecken. - Das Städteduell geht weiter.

Kurzum, wer einmal auf die entspanntere Art und Weise Schwarz sehen will, lasse sich auf eine geschmacksreiche und spannende Grenzerfahrung ein – und gehe hin!

Die blinde Insel
8. Februar – 16. März, Grosse Halle, Reitschule Bern, immer Di – So, ab 18:45–19:30 h Barbetrieb, 19:30–22:00 h Dîner
Reservation unter: 078 854 58 66 oder
www.grossehalle.ch

INSOMNIA

von Eva Pfirter

AUF DEN SPUREN DER MELANCHOLIE

■ Musik ist, wenn Worte fliegen können. Doch nur wenige schaffen es, Buchstaben, Silben und Sätze auf den Wellen des Rhythmus so tanzen zu lassen, dass man das Gefühl hat, sich körperlich in einem Lied zu verlieren. Kennt ihr das? Poesie, die einem körperlich mitnimmt?

Kuno schafft es. Er sagt diese Dinge, die wir manchmal fühlen, aber sofort wieder vergessen, weil sie uns klein und grau erscheinen. Dinge, die zwischen den Zeilen liegen: «05.55 / Charlotte ig o / d'Latärne uf dr Gass göh us / u me ghört dr zwöit 12 er cho». Es ist die schleichende, sanft wie Nebel herabsinkende Einsamkeit zwischen den bunten und quirligen Linien des Lebens, die Züri West einfangen und uns damit treffen: «dr Johnny secklet immer drvo / solang irgendwo no nes Liechtli brönnt / är brucht die haubi Schtadt won ihm / schtändig verzeut är sig hie nid für nüt / u sie zeut daheime d'Wänd». Die Gitarre im Hintergrund trägt die Worte sanft auf Händen, spickt sie hie und da durch die Lüfte, wie ein Vater sein lachendes Kind: «Si Horizont isch dr Himu».

Kunos Lieder sind Lieder, die man in schwarzer Nacht unter Sternenhimmel auf dem Kornhausplatz singen kann, ohne dass es sich seltsam anfühlt. Seine Worte passen perfekt in eine kalte, stille Herbstnacht. Sie sind gemacht für die Nebelschwaden, die über dem Gurten aufsteigen, für einsame Spaziergänge durchs Monbijou, für nachmitternächtliche Velofahrten in der unteren Altstadt. Sie gehören in die Gassen Berns und strahlen doch über diese hinaus. Wo die Lieder anderer Schweizer Musiker einem anstrengenden Hindernislauf gleichen, schwimmt Kuno auf den Wellen seiner eigenen Musik, spricht aus, was uns heimlich beschäftigt und manchmal plagt: «die Linie zwüsche Liebi / u Hass isch nume dünn / u bi üs git's die gli nümm / si wird immer dünner».

Ich möchte hier anmerken: Ich bin nicht Bernerin. Und trotzdem muss ich es endlich wieder einmal laut und deutlich sagen: Kuno textet all die Solothurner, Aargauer und Baselländler Liedermacher an die Wand. Schweizer Musik ist noch immer Berner Musik. Das war zu Mani Matters Zeiten so, und das ist heute immer noch so. Musik ist, wenn Worte fliegen können. Bei Kuno ist Musik noch mehr. Er malt Bilder aus dem Stoff, aus dem Wolken sind. Wolken, die immer da sind, uns umgeben, uns manchmal bedrücken, uns manchmal wohltuend die Sinne vernebeln. Melancholie war nie schöner.

KULTUR & GESELLSCHAFT

allein schon die fünf verzaubernden bilder

Von Peter J. Betts

■ Allein schon die fünf verzaubernden Bilder von Ingeborg Lüscher, je eines auf den Seiten (B1 bis B5) unter der Rubrik «Literatur und Kunst» der «NZZ» Nr. 298 vom 22./23. Dezember 2007 rechtfertigen es, dass man diese Seiten sorgfältig aufbewahrt, notfalls sie sich vorher zu beschaffen sucht. Fünf quadratische Bildausschnitte der Fotos porträtieren je ein Frauenauge mit Braue und Wimpern in goldgelbem Farbton der Haut, der auch das Weiss der Augen lasierend überzieht und – weniger rasch sichtbar – die übrigen Farbquellen. Im ersten, Licht von oben, schirmt der Wimpernschatten Iris und Pupille vor allzu neugierigen Blicken der Betrachtenden ab (wer oder was schützt aber diese vor dem Blick aus dem Bild heraus?), den Nasenflügel erahnt man eher, wie auch in den übrigen Ausschnitten; im zweiten, voll ausgeleuchtet, verhindert leichte Unschärfe allzu indiskrete Neugier; im mittleren, mit perfekter Tiefenschärfe und idealer plastischer Beleuchtung, lebt (träumt?) die Seele hinter geschlossenen Lidern; im vierten - gedämpfte Beleuchtung, milde Tiefenschärfe – schaut ein rechtes Auge zurück, wobei der unerbittliche Blickaustausch zwischen Betrachteter und den Betrachtenden durch die Inszenierung gemildert wird; im fünften schliesslich widerspiegelt nicht nur die Haut, sondern auch die Regenbogenhaut ungefiltert das Licht der Fotolampe: direkte Begegnung zwischen Subjekt und Objekt, die Betrachtende oder der Betrachtende trifft auf ein fragendes linkes Auge im leicht nach oben gewandten Gesicht – oder blickt man in einen Spiegel, stellt eigentlich sich selber die Frage, die man beim Betrachten des Bildes wahrzunehmen glaubt? Auch wenn gelbdominant und keineswegs rosa: «Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern»? Eine Bildgeschichte in fünf Akten? Offenbar haben auch Layouter bisweilen dramaturgisches Gespür; denn die fünf Seiten vermitteln einen dramatischen Inhalt, Welttheater, individuell und auch global verstanden: ein weiterer Grund, sie sorgfältig zu hüten. Die Bild- und Textsammlung zum wohl fast unerschöpflichen Themenkreis «Wachen/ Erwachen/ Wecken/ Wachsein/ Schlaf/ Traum...», hier als Weihnachtsgabe präsentiert, ist andauernd relevant, «Nicht nur zur Weihnachtszeit» und dies durchaus NICHT im Sinne der Satire von Heinrich Böll, im Gegenteil. In ihren ‹Variationen auf das Erwachen› unter dem schönen Titel aus einem Gedicht Mörikes, «Die flaumenleichte Zeit», weist Andrea Köhler auf die Ambivalenz von Bewusstsein, Traum, Unbewusstsein, Schlaf, Aufwachen, Gewecktwerden durch eindrückliche Beispiele aus der Literatur hin – auf der Waage von Glücklich- oder Unglücklichsein gewogen - ; ihre Zwischentitel heissen «Auf der Schwelle», «Wo bin ich», «Ohnmachten», «Lerche und Nachtigall», «Im Sprung»; eine persönliche Erinnerung lautet: «...Als Kind ist mir beim Aufwachen manchmal ein Engel erschienen. Sein Gesicht habe ich nie gesehen. Es war ein kindlicher Engel – vielleicht, weil man sich, wenn man klein ist, die Boten zwischen der unsichtbaren und der sichtbaren Welt eher als seinesgleichen vorstellt. Er hatte die Qualität jener Traumgestalten, die uns zuweilen beim Mittagsschlaf aufsuchen...» Die Traumgestalten im Schlafe nachts seien fordernder, manipulativer, sagt sie, die wirklich faszinierenden «Schwellenbewohner» jedoch würden uns im Stadium des Überganges zum Erwachen begegnen. «Die Wachenden haben eine gemeinsame Welt.» Wenn Eberhard Jüngel diesen Satz von Heraklit zitiert, zeigt er damit in der Folge auf, wie eine ‹gemeinsame Welt› die Voraussetzung ist, dass ein gedeihliches Zusammenleben von Menschen überhaupt erst möglich wird, durch das einem jeden zugutekommenden Zusammenwirken, das «die Teilnahme des einen am Leiden des anderen» einschliesst. Aus seinem Texte lässt sich wohl auch erlesen, wie jedoch forciertes ‹Wachsein› unter rasendem Leistungsdruck, Anstreben von unbegrenztem Wachstum im Interesse von bedingungslosem Shareholder Value, gnadenlose egomanische Aktivität und Selbsterfüllung, zwanghafte Kontrolle von Zielerreichungen, Evaluationsmanie als Selbstbestätigung der Machtausübenden dem Zustand der Schlafenden gleichen, die «in ihren schönen oder wüsten Träumen ja tatsächlich nur ihre eigene seltsame Welt haben». Guter Schlaf und schlechter Schlaf werden angesprochen, gutes Erwachen und schlechtes... In seiner Einführung zur Beilage skizziert Martin Meyer u.a. wie die totalitären Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts ihre Rhetorik aus der Schatztruhe des ‹Erwachens› ausgruben und einsetzten: «...Vom Erwachen zum Aufstehen, vom Aufstehen zum Zusammenstehen und von diesem zum Marschieren und Bekriegen war nur noch eine kurze Strecke. Dass dann Hitler und Stalin (Einschub: übrigens, am Tag des Jahres mit der längsten Nacht geboren.) schnell zu Nachtmenschen wurden und andere bösartig aus dem Schlaf des Gerechten rissen, demonstriert die Kehrseite der Mobilmachung: Sie nutzte besonders das Dunkel für ihre Wahntaten. Soviel zum Politischen im Haushalt ewigen Erwachenmüssens...» Hier also als Kontrast zur ‹gemeinsamen Welt› Heraklits, was Politnormierung und seelenloses Wirtschaftsdiktat von permanentem Wachsein global bewirken können. Meyer schliesst seine Einführung wie folgt: «In unserer Beilage aber greifen wir das Thema des Erwachens ohne programmatische Absichten auf - und wer darüber entschlummern würde, möchte auch nächsten Tags ohne Zeit- und Handlungsverlust für einmal ganz geruhsam weiterlesen.» Er hält sein Versprechen ein. Literatinnen und Literaten Lyrikerinnen, AkademikerInnen, die Crème der Journaille, Fachleute anderer Provenienz kommen zu Wort, schaffen von Seite zu Seite und auch innerhalb der einzelnen Texte ein Kaleidoskop von Kostbarkeiten, gewissermassen Solitären, von scheinbaren und wirklichen Widersprüchen, von konstruktiven Anreizen zu Querverbindungen von wunderbaren Leeren, die nach Füllmaterial seitens der Lesenden rufen: Bild an Bild. Womit ich zu Ingeborg Lüschers Bildern, dem grossartigen Rahmen, zurückkehren möchte. Unter dem Titel «Augen» sind sie 1998 entstanden, aus der Vierzigerserie wurden für diese Beilage fünf ausgewählt. Ganz abgesehen von der Frage, wer denn wirklich beobachte - die Bildbetrachtenden oder die Bilder selber – werden damit andere Zusammenhänge erschlossen. Sie ermöglichen Dialog, vermögen damit, am Anfang von Entwicklungen zu stehen. Wenn ich mich richtig erinnere, skizziert Heidegger das Wesen von Dialog als das Hereinnehmen des Gesprächpartners auf die innere Bühne seiner selbst, um ihm dort eine aktive Rolle zu geben, was wiederum das Gespräch zu der intimsten Form der Kommunikation mache. Die fünf Bilder der Künstlerin werden Gespräch, wenn ein Betrachter, eine Betrachterin das Betrachtete zu sich hereinnimmt und ihm eine Rolle gibt. Und dieses Gespräch ermöglicht die Begegnung zwischen unterschiedlichen Formen der Wirklichkeit, jener des Unbewussten, jener des so genannt Bewussten und aller Stufen dazwischen. Wer dieses Gespräch zulässt, mag sich auf den Weg begeben, die Balance zu finden zwischen dem Wesen, das die uns prägende Gesellschaft aus uns macht und dem, was uns als Individuen existentiell AUSmacht. So gesehen ist die «NZZ»-Beilage Lebenshilfe, für einzelne und die Gesellschaft. Ein Weg zum Begreifen und damit auch zum Handeln: Kultur. Nachdem man sich im Laufe der Zeit an anderes gewöhnt hat, mag man staunen, was eine Tageszeitung auch zu sein vermag. Im Quellennachweis zu den Bildern wird am Anfang Adorno zitiert: «Was Natur vergebens möchte, vollbringen die Kunstwerke: sie schlagen die Augen auf.»

CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

wort des jahres: rudeljournalismus

Von Lukas Vogelsang – **...oder wie man ein Amtsblatt von Amtes wegen missbraucht**

■ Medienexperte und Soziologieprofessor Kurt Imhof nennt Aufsehen erregende Meldungen, die von einem anderen Medium ohne eigene Recherche übernommen und überboten werden, «Rudeljournalismus». Der Begriff ist anscheinend in einem Gespräch von Imhof mit Alt-Bundesrat Villiger entstanden. Liebe LeserInnen, lassen Sie dieses Wort für ein paar Sekunden auf den Lippen tanzen. Geniessen Sie für den Moment das prickelnde und fruchtige, grünsaftige Bouquet - ein fantastischer Jahrgang.

Das Wort ist seit letztem November bereits DUDEN-reif und darf in keiner Diskussion über Medien mehr fehlen, obwohl kaum jemand wirklich versteht, worum es geht – zumindest bei den JournalistInnen. Denn folgegleich muss es ja auch RudeljournalistInnenen geben, ein treffendes Unwort für die Journalistenzunft und nicht ganz wertefrei der Arbeit gegenüber. Das kritische Medienauge jubiliert und der gelangweilte Vielzeitungsleser fühlt sich bestätig – derweil natürlich die JournalistInnen wettern, als ob sie tatsächlich schuldig wären. Seither wird der Begriff «Rudeljournalismus» aber genau zu dem Objekt, für dessen Kritik er eigentlich erdacht worden ist. Das hat was Lustiges und Kurt Imhof meint dazu selber in einem Blog: «Es fehlen die bestandesnotwendigen politisch-publizistischen Auseinandersetzungen.» Danke, es tut gut, dies wieder einmal von einem Medienexperten und Soziologieprofessor hören zu dürfen. Und schade, dass die JournalistInnen dieser Kritik nicht etwas offener entgegen treten können. Die Geburt dieses Begriffs war eine Sternstunde für die Medienwelt.

Es gibt genug Beispiele für Erklärungen. Für alle und auch für Laien ziemlich eindeutig verständlich – zugegeben auch ziemlich billig – können die Klatschmedienberichte herhalten, welche wochenlang, stündlich über die Sarkozy-Bruni-Verbindung spekulieren konnten und bereits selber die Eheringe für die zwei Kandidaten tauschten. Sie wurden nach drei Wochen von Bruni selbst als Medien-Ente entlarvt. Die gesamte Geschichte basierte auf nichts, wurde aber von den anderen Journis als Story übernommen. Doch es geht auch im sogenannten «seriösen» Journalismus nicht besser zu und her. Erinnern sie sich an die Sex-Affäre des FC-Thun oder den Vergewaltiger von Seebach? Was Journalist A geschrieben hat, gilt für B als bereits bestätigte Tatsache und er baut darauf ein Informationsgerüst weiter, was verheerende Folgen haben kann. Die Sensationslust grüsst den Presserat. Und mal ehrlich: Wer mag eigentlich den gleichen Unsinn über Privat-Sarkozy schon am Morgen früh in allen Zeitungen lesen? Lustig dabei ist doch nur noch, welches «Qualitätsblatt» wir beim Frühstück mit Konfitüre beschmieren.

Ich persönlich empfinde bereits die Agenturmeldungen der SDA als Quelle des Übels, sozusagen als Rudeljournalistenköder. Steht bei der SDA (Schweizerischen Depeschenagentur) vom Vortag, dass Frau XYZ dies und das gesagt habe, so publiziert die halbe Medienwelt diese Meldung. Früher habe ich mich immer gefragt, warum die SDA nicht selber eine Tageszeitung produziert. Das wäre eigentlich effizienter. Mit «Recherche» haben die heutigen Tagesblätterwälder ja wirklich nichts zu tun. Der Markt regiert - und wo das Rudel sich rumtreibt schein ein Markt zu sein. Der Hinweis für das Rudel kommt von der SDA – oder ein Tag später auch von der SDA. Umso blöder also, wenn die SDA-Meldung nicht korrekt war. Korrekturen sind oft peinlich und es ist nicht unüblich, dass ein Chefredaktor kurzerhand das Gegenteil von etwas zu behaupten beginnt, das er zuvor vertreten hat.

Sobald man nun den JournalistInnen ein bisschen auf die Recherchezehe steht (Rudeljournalisten, Rudeljournalisten...), wird gejammert, was das Zeug hält. Keine Zeit, kein Geld... blabla... Dabei gibt's keine Recherchenartikel mehr, weil die Fragen und die Neugierde vergessen gegangen sind. Und weil die Zeitungen durch die Rationalisierungsmassnahmen langweilig geworden sind, verzeichnen sie wirtschaftliche Einbussen. Junge, günstige Schreiberlinge haben ein anderes Weltbild als wir «Alten»: Selbstdarstellung («Das habe ich geschrieben!») ist wichtiger als der Inhalt. Doch es geht nicht um böse Journalisten – gute Journalisten. Es ist ein Berufsethos ins Wanken geraten und gefährdet damit die Meinungsbildung der Bevölkerung. Ein schwacher Trost zum Schluss: Da wir Journis im Rudel handeln, geschieht dies weltweit.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ «Fast nicht zu glauben, H. und ich sind gefordert. Tausend Möglichkeiten - im Moment noch ein Wirrwarr. Aber vielleicht gelingt uns Schritt für Schritt noch ein minimaler Anschluss ans Computer-Zeitalter. Wir werden sehen...». Diese allererste Mail eines befreundeten Ehepaares erreichte mich vorgestern. Beide sind über 75. Ihr Sohn hat mit ihnen auf ihren Wunsch hin einen PC gepostet und eingerichtet. Ich staune.

Die Beobachtung zeigt, dass in den Alterseinrichtungen heute noch kaum jemand den öffentlich zugänglichen PC benützt, um z.B. mit entfernten Angehörigen oder Bekannten per E-Mail Kontakt zu pflegen oder ganz einfach im Internet zu surfen. Sie sind mit der Technik und zum grossen Teil mit der Sprache nicht vertraut. Ganz anders die heutige Generation 50+. Viele sind in ihrer beruflichen Laufbahn mit der elektronischen Verarbeitung konfrontiert worden, haben entsprechende Kurse besucht und sich kontinuierlich weitergebildet. Andere sind von ihren Söhnen und Töchtern animiert und angeleitet worden, oft schon in deren Schulalter! Für die Kinder ist das alles ein so megageiles Spiel ohne Grenzen wie für uns Alten das Meccano.

Damit ist klar, die Informationsgesellschaft hat uns mit Wucht erreicht. Wir Senioren sind da nicht ausgeschlossen. Wir hören Radio, sehen fern, telefonieren mit dem Handy, senden SMS und bezahlen unsere Rechnungen online. Lexikon und Telefonbuch bleiben unbenutzt, den Fahrplan kaufen wir nicht mehr am Schalter, die Ferien buchen wir selbst, weltweit. Dem Einkauf des täglichen Bedarfs an Lebensmittel, aber auch von Luxusgütern jeglicher Art, gebraucht oder neu, steht nichts im Weg, dies online und beinahe just in time zu tätigen. Fotos, die wir mit dem Handy oder der Digitalkamera heute schiessen, sind gleichentags im Internet von Freunden, Bekannten oder der ganzen Welt auf dem Bildschirm zu sehen.

2005 stand in fast 80% der Schweizer Haushalte mindestens ein Computer. Ein Ende der Entwicklung ist nicht abzusehen. Das elektronische Zeitalter hat die Gutenberg-Galaxis (Marshall McLuhan, 1962) abgelöst. Werfen wir nun alle Bücher aus dem Gestell? Treffen wir uns nur noch virtuell im Web? Gratulieren wir zum Geburtstag per Mail? Diskutieren wir miteinander im Forum? Schreiben wir unsere Tagebücher im Webblog?

Einen Schritt aus dem Wirrwarr und der Uferlosigkeit heraus bietet die Internet-Plattform für die Generation 50+, seniorweb.ch, seit 10 Jahren an. Gezielt auf die Altersgruppe zugeschnitten, führen ihre Artikel, Beiträge, Ratgeber, interaktiven Foren, Einladungen zu Treffen und Ausflügen zu hilfreichen Vernetzungen, Anregungen, Diskussionen, Hilfeleistungen und Kontakten über Landes- und Sprachgrenzen hinweg. Mehr davon das nächste Mal. Lassen Sie sich überraschen: **www.seniorweb.ch**

LIFESTYLE

hüllenloser inhalt

Isabelle Haklar Bild: Beat Schweizer

■ Der Schweizer Vorrat brasilianischer Zebu-Därme geht zur Neige. Die EU schob den Riegel, dem Rinderwahn sei Dank. Wer wird nun in Zukunft unserer National-Wurst die ideale Krümmung, die richtige Farbe verpassen? Denn bis anhin wurde unser Cervelat von Zebu-Därmen umspannt. Ein tauglicher Ersatz steht noch in den Sternen. Der Darmpreis pro Laufmeter schnellt in die Höhe, treibt die Händler und Metzger in den Wahn. Vierzig Franken, rund ein Drittel mehr als der Darm noch in Hülle und Fülle vorhanden, kosten nun 100 Laufmeter Innereien. An die 600-700 Cervelats lassen sich daraus schnüren, das heisst, darin einwickeln. Diese Tatsache schreit förmlich nach einem Krisengipfel. Laut SFF-Präsident, Ständerat Rolf Büttiker (fdp Solothurn), droht bereits auf die Euro 08 eine Cervelat-Verknappung, das Aus des traditionell verpackten Fleisches könnte bereits Ende diesen Jahres anstehen. Was bitte soll Herr und Frau Schweizer künftig die Spiele kommender Euro versüssen, wenn nicht ein triefender Cervelat? Ein Spiessli, Güggeli oder ein Haufen gegrilltes Gemüse? Letzteres für den Vegi eine wahre Köstlichkeit, für die Fleischliebhaber jedoch eine mittlere Katastrophe. Vielleicht veranlasste dies den Schweizer Fleisch-Fachverband (SFF), das Bundesamt für Veterinärwesen sowie Vertreter der Wissenschaft und Darmhändler unter anderem dazu, die «Task-Force Cervelat» als Alternative ins Leben zu rufen. Getestet wurden bereits Kunst- und Schweinsdärme, welche in naher Zukunft den Inhalt des Cervelats umgarnen sollen. Auch nach Zebus, die nicht in Brasilien heimisch, wird gesucht. Nun gut, da wohl in der Schweiz von Zebu-Zuchten abgesehen werden muss, lastet ein enormer Druck auf der «Task-Force Cervelat». Ich möchte nicht in des Forschertrupps Haut stecken, könnte dem Druck, eine ganze Nation zur Eurozeit enttäuschen zu müssen nicht standhalten. Doch der Trupp schläft laut Büttiker nicht, auf der technischen Ebene wird bereits seit geraumer Zeit an der Verbesserung des Mäntelchens gearbeitet. Und jährlich brauchen, laut vorsichtigen Schätzungen, an die 160 Millionen Cervelats ein solches. Reihte man all diese Cervelat-Kleidchen aneinander, würden diese eine Strecke von rund 23'000 Kilometern ausmachen. Nicht ganz ohne, wenn man bedenkt, dass Mutter Erde einen Umfang von 40'075 Kilometern aufweist. «Was nun liegt in der Macht eines einzelnen Bürgers», frage ich mich? Hamsterkäufe? Der Verzicht auf die National-Wurst bis hin zur Euro 08, um dann aus den Vollen schöpfen zu können? Oder resultiert daraus schlichtweg die traurige Erkenntnis, dass wir ein Volk von «Zebu-Mördern» sind? Und wenn es nicht Zebus sind, die wir zu eigennützigem gemeinnützigem Zweck ausbeuten, müssen Rinder, Schweine oder Schafe bald ihre Därme lassen? Dürfen wir unsere Fleischgelüste dermassen hoch einstufen? Haben wir das Recht, Interpellationen einzureichen, mit denen die Landesregierung aufgefordert wird, das EU-Importverbot zu lockern oder gar aufzuheben? Macht der Cervelat wirklich eine Nation aus? Definieren wir uns über zusammengepresstes Fleisch, welches wir bei gemütlichem Beisammensein verzehren? Sind wir etwa stolz auf unsere «Cervelat-Friedhöfe», welche wir über der Gürtellinie mit uns herumgondeln? Wahrlich kein einfaches Unterfangen, der Kunstdarm wohl eine der humansten Alternativen, da der Cervelat doch irgendwie Teil von uns; lehren bereits Kinder im Vorschulalter, wie man diese Dinger möglichst kunstvoll ritzt, auf ein hölzernes Teil aufspiesst und über dem Feuer schwitzen lässt. Ich für meinen Part jedoch bin nicht traurig, wenn die National-Wurst aus unserem Detailhandel verschwindet, denn ich war noch nie eine Freundin von. Zudem kann man, wenn man nicht alle fünf Minuten nach dem Grill rennen muss, sich besser auf das Spiel konzentrieren. Denn obgleich eine Frau, verstehe ich ein klein wenig etwas vom Spiel mit dem «runden Leder» und stellte fest, dass jedes Mal, wenn ich die Toilette aufsuchte, ein Tor fiel. Und wer möchte schon, wenn die Euro im eigenen Land zu Gast, ein Tor der heimischen National-Elf verpassen, bloss weil er gerade den Spiess umdrehte? Wohl kein noch so grosser Cervelatliebhaber.

STADT UND LAND

wie fussball erträglich wird – der neue rundgang von stattland

Von Anne-Sophie Scholl Bild: zVg.

■ Halbzeit. Der Trainer pfeift ab und dirigiert die Gruppe die wenigen Treppenstufen hinunter in das unscheinbare Lokal im Tiefparterre, halb unter der Strasse. Am Eingang steht die Rundgangleiterin und verteilt Pausenriegel vom Fussball-Fanclub. Drinnen sorgt für mentale Stärkung die Pausenpredigt: im Originalton ab CD-Player, der Berner Spoken-Word Performer Pedro Lenz.

Fussball und Politik «HalbZeit» heisst das Clublokal an der Beundenfeldstrasse. In kleineren Buchstaben unter dem Namen des Clubs liest sich «Gemeinsam gegen Rassismus». Fussballclub und sozialpolitisches Engagement – die Kombination erstaunt. Doch das eine ist aus dem anderen entstanden: Jahrelang hatten rechtsextreme Hooligans in der Fankurve im alten Wankdorfstadion die dunkelhäutigen Spieler der gegnerischen Mannschaften mit Affengebrüll ausgebuht und mit Bananen beworfen. Dass Rassismus im Fussball zum breit diskutierten Thema wurde, ist der Aktion «Gemeinsam gegen Rassismus» zu verdanken. Die Initianten mobilisierten Fans, Publikum, Medien und Öffentlichkeit und retteten im gleichen Zug den berühmtesten Berner Fussballclub: Vor rund zehn Jahren standen die gelb-schwarzen Young Boys vor dem finanziellen Aus. YB konnte keine Löhne mehr zahlen, einzelne Spieler wohnten in Sozialwohnungen, einer übernachtete sogar im Auto vor dem Stadion. Die antirassistische Aktion sammelte Geld für den Fussballclub – das Dreifache der vereinbarten Summe – und wurde zum Trikotsponsor von YB. Grossformatig war der Slogan «Gemeinsam gegen Rassismus» auf den Leibchen der Young Boys in der Auf- und Abstiegsrunde der Saison 1995/96 zu lesen. Die Rundgangleiterin zeigt auf die Rückwand des Clublokals: Eingerahmt, gleich neben dem überdimensionierten Fernsehbildschirm, hängt dort ein solches T-Shirt.

Gelbe Karte Ein scharfer Pfiff, das Spiel geht weiter. Der Trainer führt die Gruppe aus dem Lokal, mit der zweiten Halbzeit setzt sich der Rundgang fort. «Bern am Ball – Spielend durch zwei Halbzeiten» nennt sich der neuste Stadtspaziergang von StattLand und das Thema ist Fussball. Neu ist diesmal auch die Form: Ein Schauspieler, eine Schauspielerin in der Rolle des Trainers übernimmt die Führung und leitet die Gruppe kreuz und quer durch das Berner Nordquartier. Gleich zu Beginn werden die Teilnehmenden aufgeteilt in zwei Mannschaften. Nach kurzem Aufwärmen geht es los mit Punkten. Mit welcher Aktion hat die Schweizer Nationalmannschaft international für Aufregung gesorgt? Wer spielt in der Alternativliga? Wie leben die Nati-Spieler privat? Und immer rollt der Ball – hier ein Pass, noch ein Pass – «hands» ist nicht erlaubt, das gibt eine gelbe Karte.

Exotischer Zirkus An den einzelnen Standorten rollt die Rundgangleiterin die Geschichte des Berner Fussballs auf. Zwischen dem Fussballplatz am Spitalacker und dem neuen Stade de Suisse, das die wahren Fans noch immer Wankdorf-Stadion nennen, ist einiges zum Thema zu erfahren. Wie das Fussballspiel in Bern seine Karriere als Rahmenprogramm zum Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest begann und auch das erste Berner Damenteam für die Zuschauer eine Art Zirkus darstellte. Wie der Trainingsplan eines Fussballprofis aussieht und was man über die Spielerfrauen weiss. Welche Verlockungen der «Match-Süppeler» verspricht und wie der Verkehr zum Stadion gemanagt wird. Welcher Rasen im Fussball die Welt bedeutet und wie bereits die erste YB-Mannschaft vom künftigen Ruhm des Berner Traditionsclubs wusste. Den Abschluss des Rundgangs krönt ein feierlicher Einmarsch ins Stadion – für Nicht-Eingeweihte die Gelegenheit, das zum Nationalstadion gekürte Stade de Suisse zu betreten. So wird Fussball geradezu erträglich.

«Bern am Ball – Spielend durch zwei Halbzeiten» Seit 1989 lädt die Organisation StattLand ein, auf Rundgängen mit frischem Blick das heimatliche Bern zu erkunden. Statt raus ins Grüne führen die Spaziergänge tief hinein in den Organismus der Stadt, beleuchten Tatorte aus Berner Krimis, laden zur Spurensuche durch die Sittengeschichte oder zeigen die Stadtränder im Migrationsmilieu – rund zwanzig verschiedene thematische Führungen lassen Ungeahntes sehen und Ungesehenes erkennen. In den meisten Rundgängen ergänzt intelligent-witziges Schauspiel die Rundgangleitung. Thema des jüngsten StattLand-Rundgangs durch das Berner Nordquartier sind Geschichte und Gegenwart des Berner Fussballs.

Öffentlicher Rundgang im Februar:
Samstag 16. Februar, 14:00 h, Dauer 90 Minuten
Treffpunkt Eingang Sportplatz Spitalacker, Viktoriastrasse 58
Weitere Infos: www.stattland.ch

KLEINANZEIGEN

ZUSAMMEN

Frau (32/NR), fröhlich, offen und engagiert, sucht Mann, um gemeinsam den Alltag zu leben und Neues zu entdecken. alsoguet@gmx.ch

KURSE/MUSIK

Die neue Gelegenheit zum Singen in der Gruppe! Gesangsgruppe für afro-kubanische Lieder und Gesänge («Folklore und Santería») Donnerstagabend in Bern / Weissenbühl; Kontakt: R. Krähenbühl 031 372 64 33 **www.soluna.ch**

Neues Jahr? - Neue Musikerfahrung! Werkgruppe für afro-kubanische Rhythmen Conga und Kleinperkussion (Batá: für fortgeschrittene CongastudentInnen) Donnerstagabend in Bern / Weissenbühl; Kontakt: R.Krähenbühl 031 372 64 33 **www.soluna.ch**

Kleinanzeigen: Über unsere Webseite können die Kleinanzeigen für nur **Fr. 45.00** pro Monat aufgegeben werden. Dazu müssen Sie auf INSERIEREN und die Seite nach unten bewegen. Alles weitere steht da geschrieben...

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.–

500 Exemplare Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

ensuite kulturmagazin

im ABONNEMENT

BE 2/08

NEU:

***art*ensuite** gibt's nur noch im Abonnement oder in Galerien & Museen. Ein Abonnement macht jetzt doppelt Sinn...

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage ***art*ensuite**)!

- ❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
- ❑ Abonnement je Stadt Fr. 58.00
- ❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 32.00
- ❑ Ich möchte GönnerIn werden (ab Fr. 300.00)
- ❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....

Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**